

HANS-GEORG WENKE

TRAUM FLUG



Erlebnisse in Asien

Reist man heute durch die Städte der Kontinente, wird man eine Gleichförmigkeit erleben, die den Begriff des Global Village rechtfertigt. Ihr Wesen – und ‚Unwesen‘ – gleicht einander immer mehr. Als meine Frau und ich ab Mitte der 1970er Jahre beginnend viele Asien-Reisen unternahmen, begegneten wir Menschen und Kulturen, Ländern und Religionen, die sich deutlich von dem unterschieden, was Europa, speziell Deutschland, charakterisiert. Wir erfuhren

im wörtlichen Sinne echte Kontraste. Und damit mentale Herausforderungen, sich mit dem für uns neuen, dem total anderen auseinanderzusetzen. Zum Glück lernten wir viele Menschen kennen, die uns halfen, Verständnis für die anderen Denkweisen und Philosophien zu entwickeln. So sehr, dass vieles davon auch zu unserer Lebenseinstellung wurde.

Damals habe ich begonnen, die sich uns, mir stellenden Fragen und Widersprüche in Form einer fiktiven Geschichte aufzuschreiben; der hierin als Captain dargestellte Widerpart ist unschwer als die Innere Stimme, das Unterbewusstsein eines neugierig gewordenen, nach Erklärung und Zusammenhängen suchenden Menschen zu deuten.

Bis zu vierzig Jahren haben die schon damals digitalisierten Manuskripte auf meinen Festplattengenerationen der Personal Computer überlebt. Als ich sie, durch besondere Lebensumstände angeregt, wieder einmal durchlas, war ich verblüfft, wie modern und zeitgemäß, wie aktuell viele der damals niedergeschriebenen Gedankendialoge waren, sind, geblieben sind – oder sogar im Nachhinein ein wenig pro-phetisch wirken. Ich habe mich deshalb spontan entschlossen, sie in diesem Privatbüchlein für Interessierte und ebenso nachfragende Menschen mit wachem Geist fürs Querdenken offenzulegen. Das Werk gibt es nun in gedruckter und digitaler Form.

Solingen, Weihnachten 2019

Traumflug

*Gedanken in, aus, über Asien,
über mich, über alle, über die Welt.*

Geschrieben auf Urlaubsreisen.
Und später, zu Hause,
beim Durchfliegen der Erinnerungen.

*Gewidmet Monika
meiner „Lebensflugbegleiterin“
– und zugleich: Pilotin :-)*

Traumflug

Banal gesagt und täglich gespürt: Irgendwie wird die Welt immer komplexer und komplizierter. Liegt dies nun daran, dass uns – auch wegen vieler Formen explosiv neu hinzugekommener Kommunikations- und Informationsmöglichkeiten – permanent mehr Neues, anderes, Differenzierteres überschüttet? Oder stoßen wir mit unserer geradezu angeborenen Neigung, kategorisch vereinfachen zu wollen, was wir dann Logik und Vernunft nennen, an Grenzen, von denen schon alte Philosophien und Religionen wussten, wie tückisch sie sind?

Vieles, was heute in Gesellschaft und Politik, in den Medien und der Öffentlichkeit als Meinungs- und Argumentations-„Krieg“ tobt, erinnert mich an Texte, die ich vor langer Zeit auf vielen Reisen in und durch Asien als persönliche Notizen auf fliegenden Zetteln geschrieben habe. Mit Hilfe der Computertechnik habe ich sie reanimiert und in diesem kleinen Werk zusammengefaßt.

Die Urfassung der Geschichten stammt aus den 1980er und 90er Jahren. Mögen sie allen, die Lust und Interesse daran haben, Vergnügen und Anregung zugleich sein. Dies wünsche ich allen Lesern, nicht ohne die Empfehlung auszusprechen, sich beim Lesen jeweils auf wenige Seiten zu beschränken – und diese gelegentlich erneut zu lesen, um sie mit eigenen Gedanken und Ideen zu verbinden.

Denn in dem, was hier zusammengefasst wurde, widerspiegelt sich, was ich von dem gelernt habe, was sich in den vergangenen unendlichen Jahrhunderten und Jahrtausenden in Asien als Wissens- und Wesenskern kristallisiert hat. In dieser Dichte und Konsequenz war oder ist es nur in Asien, so weiß ich inzwischen, erhalten geblieben.

Für mich erstaunlich war Zeit meines Berufslebens, dass die „alten Weisheiten“ besser als alle modernen Versuche erklären konnten, was, wie und warum gerade jetzt Veränderungen in dieser Form vor sich gehen.

Hans-Georg Wenke

© 2019/2020 Eigenverlag

D-42651 Solingen, Hasselstraße 182

wenke@wenke.net

www.wenke.net

www.my-art.cloud

www.monika-wenke.de

Sonne

Nur Sonnenlicht vermag den Menschen in jenen Zustand zwischen Tag und Traum, Gedanken und Geschehen zu versetzen, der Vergangenheit und Zukunft mit der Gegenwart verbindet.

Wir hatten uns eher beiläufig kennengelernt, bei einer flüchtigen Begegnung in einem Hotel. Zufluchtsort für rastlose Menschen, erkaufte Heimat und Ruhestätte für eine oder wenige Nächte. Wir saßen irgendwann und irgendwie an einem Tisch und bei einem Gespräch über das Wetter – in Asien mehr als belangloser Smalltalk, denn zu früh einsetzende oder ausbleibende Regenzeiten sind Schicksalsformer und kosten so oder so tausenden von Menschen das Leben – offenbarte er mir seinen Beruf: Captain.

„Airdriver“, wie er es ausdrückte, mit jenem Anflug leicht-bitterer Ironie, die ich in den Erlebnissen, die wir später teilten, noch so oft kennenlernen sollte. „Zielgebundener Airdriver“ fügte er später einmal hinzu, weil die Eroberung des Himmels, kaum dass sie der Menschheit gelungen war, in jene Gepflogenheit industrieabhängiger Menschen eingeordnet wurde, nur den Erfolg zuzulassen. Und einen Misserfolg – etwa aufgrund eigenwilliger Eingriffe der Natur – gedanklich verbietet. Dem Menschen, über Macht und Maschinen verfügend, war offensichtlich in Fleisch und Blut übergegangen, als selbstverständlich anzusehen, wie selbstverständlich zu machen, was machbar ist. Wohlstand wurde gemacht. Oder Gesundheit. Leben. Machbar geworden – beliebig an und auszuschalten – waren Kriege und der Frieden.

Machbar zu sein erschien ihm wohl auch Glück und Zufriedenheit. Auch wenn Hass, Ärger, Unzufriedenheit und Verzweiflung mehr als alles andere den einzelnen im Griff halten und Emotio-

nen steuern. Und mit seinen Emotionen Entscheidungen und Taten.

Machbarkeit – der Ausschluss anderer Einflüsse als die des planenden und ausführenden Menschen – war das Thema gewesen, auf das wir zu sprechen kamen, als wir uns in eine lange Diskussion vertieften. Im Verlaufe derer wir die Akzeptanz physikalischer Gesetze als Grundlage des Fliegens einerseits bejahten, andererseits aber der Notwendigkeit gegenüberstellten, Gesetze und Gewohnheiten hinter sich lassen zu müssen, um die Möglichkeit des Gedankenfluges mit Mitteln der menschlichen Phantasie zu ermöglichen.

Wir waren uns einig, wie armselig doch das Aufsteigen eines zerbrechlichen Metallgestells in nur lächerliche Höhen sei, in denen zudem Blitze und Turbulenzen als drohende Mahnung den Menschen an seine Grenzen erinnerten, gemessen an den Möglichkeiten der grenzenlosen Streifzügen der Phantasie und des Geistes durch die Fernen des denkbaren Universums und zugleich hinab in das Innerste der Menschen, dort wo keine Schwerkraft oder Fliehkraft über Glück und Unglück – Absturz oder glatte Landung – entscheiden können. Wo die Dimensionen nicht mehr existieren. Wo das Diktat der ohnehin nur erdachten Logik ihr Recht verloren hat, auf Illusionen Einfluß zu nehmen.

Wo die wahre Natur ihre Wirkung entfaltet.

Wir teilten die Faszination, die von der Tatsache ausgeht, dass dem Menschen trotz seiner materiellen Begrenztheit dennoch Mittel und Wege offenstehen, die einzig und allein eben dieser Lust dienen, keine gedanklichen Grenzen zu akzeptieren.

Uns schienen selbst die kühnsten Erfolge des menschlichen Geistes eher provisorisch. Gemessen an der Eleganz noch des hässlichsten aller Vögel nimmt sich ein Flugzeug aus wie eine Karikatur. Eine aerodynamische Grimasse, ein blanker Hohn gegenüber der Eleganz jener Problemlösungen, die die Natur hervorgebracht hatte.

Fliegen, so wie es die Menschen zuwege brachten, war kaum mehr als ein zeitbegrenztes Glück, welches spätestens durch banale Tatsachen wie leere Tanks oder begrenzte Konzentrationsfähigkeit einer Besatzung die Menschen zur Rückkehr auf den angestammten Platz – die Erdoberfläche – zwingt. Es war eben nicht wie der Flug der Vögel. Unendlich, spielerisch, harmonisch, das Spiel der Winde nutzend.

Und doch führt es in und zu Welten, die den Horizont mehr erweiterten, als es die kühnste Phantasie des Einzelnen bewirken könnte, lebte er nur in Abgeschiedenheit und Stille. Der Mensch schuf sich durch das Fliegen das Erlebnis, die greifbare Grenzlosigkeit der Erde mit den eigenen Sinnen ermessen zu können.

Die Kugelgestalt der Erde macht auf perfekte Weise deutlich, wie armselig widersprüchlich menschliche Logik ist – und wie sehr sie dennoch in der Lage ist, auf dem Wege zu mehr und besserer Erkenntnis Richtschnur und Wegweiser zu sein. Kugeln sind das absurdeste Phänomen, dessen sich ein Mensch bewusst sein kann. Ihre Oberfläche ist begrenzt groß – sie bedecken irgendeine endliche Fläche – aber sie haben weder einen Anfang noch ein Ende. Wer auf der Oberfläche einer Kugel sich vorwärtsbewegt – so wie ein Flugzeug – erlebt, dass Endlichkeit und Unendlichkeit ein- und dasselbe sind. Es kommt nur darauf an, welchen Standpunkt man einnimmt, um aus der Einheit des Wesens einen Widerspruch der Gedanken zu machen.

Doch der Mensch konnte diesen Widerspruch beherrschen. Allerdings hatte er es mehr und mehr geschafft, diesen Widerspruch einfach zu verdrängen. Wir beschlossen, uns von diesen Gefühlen und gegenseitig entdeckten Gedanken gemeinsam treiben und leiten zu lassen, von seinem Flugzeug aus die Welt von innen und außen zu betrachten.

Er lud mich ein, in seinem Cockpit, das das Überleben durch Beachtung logischer Regeln garantierte, mit hinauszufiegen und dem Wesen des Lebens zu folgen, das sich dem flüchtigen Erken-

nen entzieht – und zugleich auf einen einzigen Blick offenbart. Wo konnten wir dies besser als in Asien?!

Wolken

Es gibt eine Welt oberhalb dieser Welt. Sie gestaltet sich von Minute zu Minute, von Tag zu Tag und alle Jahre neu. Und ist doch – wie es scheint – auf ewig das gleiche. In ihr finden die Vorgänge sturmschnell statt, die auf der Erde so verzögert sind, dass kein Mensch sie jemals wahrnehmen kann.

Ich sah das Gebirge auf uns zufliegen. Von meinem hinteren Cockpit-Beobachtungsplatz wirkte die erste steile Wand noch mächtiger, weil ich ihren oberen Abschluss nicht sehen konnte.

Der Captain hielt die Maschine exakt darauf zu. Ihre Erscheinung war weiß in Perfektion: eisfarben. Jenes wässrige Weiß mit einem Hauch Blau, das der Masse trotz gewaltiger Konturen alle Schwere nimmt. Unter uns die bis hinter den seitlichen Horizont abfallende Fläche aus einer leichtgewellten Wolkendecke, die dem Empfänger Schnee und Eisschicht zu sein vorgaukelt, über die wir sanft schaukelnd schlitterten.

Kein Höhenmesser konnte uns diese Differenz anzeigen. Doch ich hatte jetzt auch nur noch Blick für das mächtige, aufquellende Gebirge, das sich nun immer schneller auf unsere Cockpitfenster zuschob.

Die glasklare Luft verkürzte die ohnehin knappen Entfernungen. Fast schon schien man die Hand an den Berg strecken zu können, doch das unbestechliche Radar signalisierte noch eine Distanz von etlichen Meilen.

»Wir werden, wenn wir den Anprall auf den Berg ohne durchgerüttelte Knochen überstehen sollten, im Inneren dieses Eisgiganten abwärts zur Hölle orgeln«, sagte ich, eigentlich nur, weil ich bestätigt bekommen wollte, dass es nicht so sein würde.

»Wer sagt Ihnen, dass die Hölle unten und nicht oben ist?« erwiderte mein Captain.

»Weil oben noch Platz genug ist. Und in der Hölle ist es angeblich eng.«

»Ich nehme es Ihnen ja nicht übel, weil Ihr ständiger Aufenthaltsort wohl nicht in dieser Sphäre ist, aber immerhin haben Sie gerade drei Fehler – bestenfalls Trugschlüsse – hintereinander losgelassen.«

Ich schwieg betroffen, denn ich wollte nicht einsehen, die Grenzen der Logik verlassen zu haben.

»Erstens«, sagte der Captain unbeirrt, und trotz des eingeschalteten Autopiloten an irgendwelchen Knöpfen und Hebeln herumhantierend, »erstens ist das kein Eis, sondern kondensiertes Wasser und in jedem Fall wärmer als null Grad, auch wenn die Umgebungstemperatur so um die 50 Grad unter Null ist.«

»Aber es sieht doch milchig aus wie Eis!«

»Ja ja, nicht alle Erfahrungen, die man auf der Erde macht, gelten auch für den Himmel«, lachte er. »Im Prinzip haben Sie ja recht. Beide Male sind es, wenn man es optisch-physikalisch sehen will, die gleichen Phänomene: Licht bricht sich an eng aneinanderliegenden Grenzflächen, die in Eis durch Brüche in der kristallinen Struktur entstehen und bei Wolken durch die eng aneinanderliegenden Wassertröpfchen. Außerdem bilden Risse im Eis ebenso wie Tropfen in den Wolken eine komplette optische Sperrschicht.«

»Fehler Nummer zwei?« forschte ich.

»Sie sagten, nach oben wäre Platz genug. Schön wär's. Bei der Reiseflughöhe, die wir jetzt haben – 34.000 Fuß – ist der Spielraum ziemlich knapp, wenn auch noch nicht im Grenzbereich. Immerhin, der Auftrieb an der Tragfläche ist ja nur wirksam, wenn auch Luft, oder besser gesagt: relativ dichte Gase vorhanden sind.«

Die Wand war nun cockpitscheibenfüllend. »Und drittens: Ihr Warnprogramm im Gehirn und Ihre irdischen Erfahrungen lassen Sie abermals schmählich im Stich, wenn Sie die Grenze zwischen wolkenfreier Luft und den Wolken als Gefahr ansehen. Die schlimmsten Turbulenzen sind stets dort, wo man gar nichts sieht: entweder in klarer Luft oder im trüben Inneren der Wolken selbst.«

So schnell wollte ich mich jedoch argumentativ nicht geschlagen geben. Obwohl die Wand nun auf uns zuzustürzen schien, saß der Captain mit ruhiger Gelassenheit im Sitz – nur die Tatsache, dass er fast schon hypnotisiert geradeaus starrte, verriet, dass ihn diese Passage unserer Reise alles andere als gleichgültig ließ.

»Was ist denn, wenn's schneit. Dann fällt ja auch Eis aus der Wolke«, erwiderte ich.

»Falsch geraten.« Mir war nicht klar, worauf er dies bezog, denn in diesem Moment prallte die Maschine mit einem dumpfen Knall gegen die Wand – wie mir schien.

Erst später überlegte ich mir, dass wir immerhin mit einer Geschwindigkeit von rund einem viertel Kilometer pro Sekunde flogen – übliche cruise speed. Wir konnten also bereits gut einen halben Kilometer in dieser Finsterwattewolke stecken, bevor uns die erste Turbulenz so richtig nach Poltergeisterart begrüßte. Die Wand, gerade noch drohend undurchdringlich, hatte einen diffusen Nebelrachen aufgerissen, in den wir eintauchten – Jonas im Walfisch. Jonas war ein modernes Strahltriebwerksflugzeug, der Walfisch der Himmel über dem Golf von Bengalen.

Das Licht dimmte sich von der buttergelben Sonnen-Laterne über die gesamte Skala der Blautöne, die einem Taucher beim Abstieg am Riff den Tiefenmesser ersetzen können. Was blieb, hatte mit Licht oder Farbe nicht mehr das geringste zu tun – es war ein solches Nichts, dass mir schien, mit dem Licht seien auch die Geräusche verschwunden. Abermals ein Beweis dafür, wie sehr der Mensch nach seinen Erfahrungsprogrammen reagiert: auf der

Erde verschluckt der Nebel in der Tat auch Schall und Widerhall. Man erwartet es eben auch, wenn man zehn Kilometer über der irdischen Kontaktebene in Nebel taucht.

»Falsch geraten mit dem Schnee.« Ich nahm nun die unglaubliche Stille intensiv wahr. Das Zischen der Luftdüsen war das einzige, was noch Bewegung und Leben signalisierte. Es hatte nur wenige Augenblicke des nunmehr wieder völlig stabilen und erschütterungsfreien Fluges bedurft, um mich vollends in die Verwirrung zu führen.

Der Nebel vor dem Cockpitfenster hatte eine unglaubliche Gleichförmigkeit angenommen. Für das Auge stand die Welt vor der Scheibe absolut still. Der Autopilot korrigierte die minimalsten Abweichungen vom Kurs – wenn in dieser Wolkenmasse im Moment überhaupt welche auftraten.

Da wir auf Geradeauskurs waren, blieben alle Zeiger im Frontpaneel auf ihrer Position stehen. Lediglich die Digitalziffern der Positionsanzeige im INS sprangen rhythmisch weiter.

»Nun stehen wir!« sagte ich, weil es mir geradezu unheimlich vorkam, so abgeschnitten vom gewohnten Bild. Sonst sieht man immer eine Landschaft, die aus Erde oder Wolken besteht, am Fenster vorbeiziehen und Fortkommen signalisieren.

»Das ist gut gesagt. Wir machen fast 900 Kilometer pro Stunde Fahrt über Grund, das ist gut und gerne knappe Schallgeschwindigkeit, sind 840 Kilometer schneller als der Wind, der uns schiebt. Durch die Schwerkraft sind wir ja auch noch mit der guten, alten Erde verbunden und die dreht sich in 24 Stunden einmal um sich selbst, das sind am Äquator immerhin fast 1.700 Stundenkilometer und nebenbei fliegt sie auch noch jährlich über drei Millionen Kilometer um die Sonne und unser Universum fliegt mit 1000 Kilometern in der Sekunde auseinander und Sie sagen, wir stehen still!«

»Na ja, immerhin signalisieren mir das meine Sinne.«

»Schöne Sinne sind das, die Sie belügen.« Er und ich schwiegen. In geradezu mildem Ton fuhr er fort: »Die Ihnen ja eigentlich nur das verschweigen, was Sie ohnehin nicht brauchen zum Leben.«

»Aber damit wäre ja der Sinn der Sinne auf den Kopf gestellt,« erwiderte ich, »denn letztendlich soll ja mein Verstand urteilen und entscheiden, was ich brauche und nicht schon mein Kontaktorgan zur Außenwelt.«

»Das wäre ja,« fuhr ich fort, und ich war stolz auf den Vergleich, »als ob Ihr Kompass entscheiden sollte, was er anzeigt und was nicht, und ihr Autopilot oder dieser Bordcomputer erst gar nicht mehr die Daten nutzen muss, um daraus einen richtigen Flug zu machen.«

»Der Computer macht ja auch gar keinen richtigen Flug.«

»Sie können einem Angst machen. Und wer macht den Flug?«

»Der Computer. Aber erst, nachdem ich ihm gesagt habe, was er tun soll.«

»Also können sie beide, der technische Kollege und Sie als Mensch gar nicht ohne einander auskommen?«

»Ja – und? Können Sie ohne jemanden anders auskommen? Egal, was er oder es ist? Mitmensch oder Marotte, Maschine oder Moggelpackung irgendeiner gefühlsduseligen mental-emotionalen Selbstbefriedigung? Könnten Sie alleine das Leben bewältigen? Ich will Ihnen sagen: Sie könnten. Aber Sie wollen es nicht.« Kurzes Schweigen. »Und deshalb liebe ich meinen Computer. Egal, ob er mich auch mag oder nicht.«

Spontan kam meine Reaktion: »Na, mir wäre es aber nicht egal, wer mich mag. Da lege ich schon wert drauf.«

»Sie vielleicht«, und er fummelte wieder routiniert an ein paar Knöpfen herum, »aber ich kenne verdammt viele Menschen, die am wenigsten mögen, wer sie eigentlich am meisten liebhaben sollte.«

»Sie meinen, dass viele Menschen diejenigen verachten, die ihnen gut und zugetan sind.«

»Oh ja, genau so. Und dieser jemand ist immer der gleiche. Der Mensch selbst. Der Mensch, der sich selbst nicht mag. Oh ja, viele kenne ich, verdammt noch mal viel zu viele davon.«

Ein ‚Ja, ich auch‘ meinerseits war wohl jetzt überflüssig.

Duft

Wer blind ist, verpasst viel auf dieser Welt. Aber er wird sie auf seine Weise erleben können. Wer taub ist, dem wird zwar die Eigenartigkeit asiatischer Musik nie die Seele klären. Doch er wird die Gefühle auch über die Farben und Formen erleben können. Wer aber nicht riechen kann, erfährt nie etwas über Asien.

Ganz Asien ist eine Gewürzstube. Curries, Corriander, Chili. Blüten, Blumen, Bäume. Körpergerüche, Kloakengerüche, Kokosfett. Verwesen, Verfaulen, Verfallen. Lehm, Limonen, Luft. Abgase, Armut, Arbeit.

Alles riecht. Stinkt zuweilen. Dazwischen Sandelholz, Räucherstäbchen, Weihrauch. Tempelbäume, Butterlämpchen, ranziges Fett. Urin. Feuchte, abgestandene Luft.

Wir sogten die Luft tief ein, genossen die Gerüche. Sie machten uns süchtig, stachelten uns zu einer nervösen Entdeckungslust auf.

»Nepal ist ein ideales Touristenland,« sagte der Captain. Wir hatten uns ein Taxi geheuert, weil das Zufußlaufen der Alternativ-Touristen nicht gerade ein wirtschaftsförderndes Verhalten ist. Noch nicht einmal der unterbezahlte Fahrer oder lohnabhängige Automechaniker verdient daran, wenn einer aus Solidarität mit der Armut am Fahrgeld spart. Wer über mehr als ein Studenteneinkommen verfügt, sollte auch andere daran teilhaben lassen.

»Weswegen ist es ideal. Wegen des Klimas oder wegen der relativ niedrigen Preise?« fragte ich zurück.

»Nein, nein, wegen der Religion,« lachte er. »Hier kann man nach Herzenslust Hinduismus, Buddhismus und alle Formen prähistorischen Aberglaubens durcheinanderwerfen, und man liegt von

der Religionsszene Nepals mit Sicherheit nicht weit entfernt. Hier wird Buddha plötzlich zu einer Art Göttergestalt, dem man – geradezu als Perversion seiner Lehre – Opfergaben bringt.«

»Sie sind hart mit Ihrem Urteil!« Mir schien, dass in Glaubensfragen ein wenig Milde angemessen sei. »Denn sicherlich haben sich die Former und Schöpfer dieser Religionen etwas dabei gedacht,« fuhr ich fort.

»O ja. Da haben Sie recht. Und dieses Denken läßt sich sogar recht gut nachvollziehen: es ist die totale Unterdrückung des Volkes durch Angst und Unwissen.«

Mir schien dies wenig einleuchtend. Gerade die glasklare Bergwelt des Himalaya war für mich das Synonym klarer Gedanken. Die Reinheit des Schnees Symbol für die Reinheit der Seelen. Und die Mächtigkeit der Berge Ausdruck für die Größe der Ideen. Dies alles sagte ich dem Captain.

»Kommen Sie, ich werde Ihnen zeigen, wie die Realität aussieht. Machen Sie sich Ihr eigenes Bild.«

Wir hatten beschlossen, nachdem wir in der Nacht gut geschlafen und den Vormittag einfach zum Faulenzen benutzt hatten, als erstes Ziel Swayambonath anzusteuern. Jene Stupa mit ihrem goldschimmernden Turm, die das Kathmandu-Tal wie ein Wahrzeichen überragt und immer wieder Anhaltspunkt bei der Orientierung ist.

Die Zufahrtsstraße zu einer Touristenattraktion unterscheidet sich von einer normalen engen Marktgasse durch nichts. Außer, dass neben den tausenden von Käufern, Kindern, Kühen, Karren, Kawasakis, über Kothaufen, Kanaldeckel und Kiesgeröll hinweg sich noch Küken, Korbträger, Krüppel, Busse und Taxis durch das Gemenge schieben.

Ganz Asien ist eigentlich ein Basar. Könnte man sich eine andere Bauweise der Häuser an den Straßen vorstellen als unten Ge-

schäft, oben Wohnungen. Schaufenster nur für die besseren Läden. Ansonsten ersetzen einige Bretter, nummeriert, die Fassade.

Hucken, Löcher. Ölfunzel oder Neonlampe. Immer viel zu eng. Schmutzig. Inmitten der Ware der Kaufmann hockend. Schauend, schwatzend. Selbstbewusst. Stoisch. Wo einer ist, sind zehn. Das Angebot gleich, die Preise auch. Oder eben doch nicht.

Handeln: Feilschen, Fluchen, Flehen ist schließlich der wichtigste Teil des Geschäfts. Waren begrabschen, zögern, zornig tun! Das Wichtigste beim Kaufen – Theater machen!

Derweil schleichen sich die ungezählten Hunde, mehr als Kinder, Kinder gibt es ungezählte, durch die Körbe, Kisten, Kübel. Trotten auf's Trottoir, auf die Straße. Bleiben stehen, schauen, bellen. Sie werden getreten, geschubst, beschmissen. Laufen zwischen den Autos. Hupen nutzt nichts. Kluge Hunde springen drei Zentimeter vor dem Auto weg. Dumme Hunde leben nicht lange.

Kühe, die angeblich Heiligen, genießen da größere Privilegien. Legt sich eine, oder eine Herde, auf die Straße, wird selbst der dickste Bus und schwerfälligste Lastwagen, Links- mit Rechtsverkehr vertauschend, die Fahrbahn wechseln.

Der Strom des Verkehrs fließt um die Kühe herum, als seien sie Felsen im Fluß. Sie scheinen die allseitige Beachtung geradezu bewusst zu genießen und es wirkt, als ob sie Pause machten vom Heuhaufen plündern, in umgestoßenen Abfallkübeln wühlen oder waren gerade mit der Produktion natürlichen Brennmaterials beschäftigt zu sein.

Die Höchstgeschwindigkeit unseres Taxis näherte sich der 15 km-Marke. Das Hupen war nun permanent. Wo sich zwei Autos gewissermaßen Blech an Blech begegneten, versuchte mit Sicherheit ein Radfahrer sich noch durchzudrängeln. Verfolgte man einen solchen Velo-Artisten auf seinem rotchinesischen Einheitsmodell, so glich die Zick-Zack-Linie dem verzweifelten Versuch eines Sturzbetrunkenen, geradeaus zu fahren.

Mitten in diesem Gewimmel noch die Lastenträger, Spaziergänger, Bollerwagen. Dies also ist eine ganz normale Straße ohne besondere Vorkommnisse. Hierin schob sich unser Taxi um Kurven und Winkel, passierte halbstraßenseitige Schotterhaufen, vergessenes Baumaterial, umfuhr der Fahrer lenkradwirbelnd Schlaglöcher groß wie Fallgruben. Stießen zwei Wagen aus entgegengesetzter Richtung gleichzeitig auf eine sich zufällig auftuende Lücke im Verkehrsgewimmel, so zählten nur die besseren Nerven. Bremsen, Raufschalten, Runterschalten, Kuppeln, Gas, Hupe, Lenker, Bremsen, Hupen, Schalten. Wahrlich, der Fahrer leistete Schwerstarbeit. Als ich ihn von der Seite ansah, bemerkte ich, dass er noch mehr Angst hatte als wir.

Dann endlich eine freie Straße, freies Feld. Vierter Gang schon bei vierzig. Wir rasten. Nicht lange. Dunkle, dieselschwarze Duftwolken verrieten, vor diesem Russvulkan musste ein Bus fahren.

Hupen, Überholversuche, Bremsen, Fußgänger springen entsetzt zur Seite, Hupen, Hupen, Gas, wir überholen.

Nun wirklich klare Sicht auf ein wirklich schönes Bild. Swayambonath. Buddhistisches Heiligtum.

Aus der meilenweiten, schwach terrasierten Ebene mit den vielen Feldern stieg baumbegrünt ein buckliger Hügel empor. Dahinter verloren sich im Dunst die Ränder des Kathmandu-Tales. Fast so hoch wie die Alpen, aber noch dichtbewaldet, tropenähnlich. Hinter diesem Fahlgrün, über dem Dunst, der Blick auf schneeweiße, blauschattige Bergzacken. Diese, scheinbar in einer anderen Welt, fanden ihre Widerspiegelung in der schneeweißen Halbkugel der Stupa. Darauf aufgesetzt glitzerte es wie eine Pyramide aus purem Gold.

Ein ebenso goldenes Schirmdach überkronte alles. Zu vielen Seiten spannten sich Seile, an denen Gebetsfahnen hingen. Irgendwie erinnerte es ein wenig an ein Zirkuszelt. Denn auch dort lag unter der Kuppel ein rätselhaftes, zugleich spannendes Geheimnis, be-

reit, entdeckt zu werden und den Entdecker in Unschuld zu bezaubern.

Für Pilger ist es nicht nur aus Kostengründen selbstverständlich, den Berg über seine vielen Stufenwege und Trampelpfade zu erklimmen. Nur Touristen kutschiert man direkt auf die Logenplätze. Besonders teure Ausflugsfahrten und alternative Reiseführer offerieren den schweißtreibenden Treppenaufstieg als Nachempfinden der Reue- und Seelenreinigungs-Gefühle der Pilger.

Wie zum Hohn springen die Kinder vorweg, seitwärts, in Horden treppauf, treppab, rupienfordernd, »pen-pen« schreiend. »One rupies please. Give me. Sir. Madame. No father, no mother. Schoolboy. Where are you from. What is your name. Me hungry.« Voila, c'est la vie majestique. True life live. Der Kinder Augen sind klar, hell, voll Lachen. Sie amüsieren sich selbst über ihre Schauspielerei.

Die letzten Stufen zum Tempel. Ein lepröser Mann steht dort, streckt einem die Stummelhände entgegen. Daneben eine alte Frau, frechdreist ein Hautgeschwür als Lepra anpreisend und mit brusttontiefem Stöhnen Schmerzen vorheuchelnd.

Ich gab dem Alten, der stumm am Boden kauerte, wie zum Protest gegen die anderen, die lauten Bettler, meine Rupie. Zehn Meter weiter stand der Captain neben einer Frau, die am Boden hockte. Schmutzig, verloddert, ein Baby im Arm haltend. Daneben, nur mit einem vor Dreck strotzenden viel zu kurzem Kleid bedeckt, ein Mädchen, vier Jahre vielleicht. Der Arm der Frau bewegte sich flink auf und ab, essen symbolisierend.

Ich blieb stehen, blickte der Frau in die Augen. Junge, gesunde, schöne Augen. Sie hielt den Kopf schief, schaute mich mit festem Blick an und formte die rechte Hand zur Bettelschale.

Woher die andere Frau plötzlich kam, weiß ich nicht, doch nun stand eine zweite daneben. Mit Haaren, die schon lange kein Wasser mehr gesehen hatten. Ihr Alter war schwer zu schätzen. Es

musste zwischen 30 und 60 liegen. Je nachdem, an welches Indiz man sich hielt: die Haut oder das Baby auf dem Arm.

Sie lachte mich an. Mit dem blöden Lachen einer geistig Zurückgebliebenen. Kichernd, fast glucksend. Auch sie streckte mir ihre Hand entgegen. Doch eher verlegen und schüchtern. »Diese Frau kann sich ja wohl offensichtlich nicht helfen, geistig verwirrt, wie sie zu sein scheint. Und dass sie ein Kind hat, kann ihr keiner zum Vorwurf machen. Woher soll sie in ihrer Naivität wissen, wie so etwas zu verhindern ist? Also gebe ich ihr etwas und der Jungen nicht. Die kann arbeiten gehen.«

Der Captain schwieg. Das machte mich unsicher. »Wollen Sie schon wirklich vor dem Tempel mit dem Meditieren beginnen?« fragte er mich herausfordernd.

Ich kratzte mich verlegen am Kopf und wandte meinen Blick bald zur einen, bald zur anderen Frau. Vier Augenpaare, einschließlich der Kinder, starrten mir entgegen. Regungslos. Ruhe bei allen vier. Die Frauen hielten noch immer die Hände ausgestreckt und forderten mich nun mit stetem Kopfnicken auf, endlich meine Güte zu beweisen.

Mir schossen die Gedanken kreuz und quer durch den Kopf. Der Captain brachte es auf den richtigen Nenner: »Nun haben Sie die einmalige Chance, über anderer Menschen Glück oder Leid zu bestimmen. Geben Sie der einen eine Rupie und der anderen nicht, so helfen sie der einen kaum und die andere ist betrübt.

Geben Sie jeder tausend Rupies, so haben sie deren Lebensumstand entscheidend verändert. Was daraus folgt, können Sie nicht einschätzen. Denn Sie wissen partout nicht, ob diese Frauen wirklich alleine sind oder von ihren Männern oder gar Familien zum Betteln geschickt werden.

Geben Sie nichts, so wird es ihnen aller Voraussicht nach wirklich an Essen mangeln.«

»Was würden Sie tun,« fragte ich den Captain, nun vollends verunsichert. »Geben oder Nichtgeben?«. Shakespeares Klang mit einem Male gar nicht lustig.

»Kennen Sie eine der besten Einnahmequellen auf dieser Welt?« fragte er mich zurück und gab auch gleich die Antwort. »Betteln, wo Touristen sind. Vor allem dort, wo sie in guter Laune sind.«

Ich wollte gerade gehen, da fügte er hinzu: »Und kennen Sie das elendigste, entwürdigendste Leben auf der Welt? Betteln zu müssen, wo ringsum ohnehin nur Armut herrscht.«

»Und was ist dies hier? Eine Touristenstätte oder Treffpunkt der Armut?«

»Teils, teils,« sagte er, winkt einen der vielen fliegenden Händler mit Obst heran und kaufte für jedes Kind eine Frucht, gab sie ihnen und meinte dann, mich zum Weitergehen auffordernd: »Wenigstens die Kinder sollen ein wenig Freude haben, wenn sich die Erwachsenen nicht einig werden können, wie der Freudlosigkeit zu begegnen ist.«

Und setzte noch hinzu: »Letzteres bezog sich übrigens nicht auf Sie.« Seltsamerweise beruhigte es mich dennoch nicht.

Nach wenigen steilen Stufen hatten wir die Gipfelplattform erreicht. Eine weiße Halbkuppel darüber, auf einem Zwischenstück in leuchtendem Blau, Rot und Gold die ‚allessehenden Augen Buddhas‘. Asiatisch schmale Augenpaare, in alle vier Himmelsrichtungen schauend. Drohend, stechend, mißtrauisch. Durchdringend, unergründlich, unbeweglich.

Krönung, Blickpunkt, Wahrzeichen: der goldschimmernde vielstufige Pyramidenaufsatz, von einem fahnenbekränzten Schirm gekrönt.

Seile mit Gebetsfahnen in viele Richtungen: so schmückt man auch ein Zirkuszelt.

Rings um den Stupa eine Anzahl sehr unterschiedlicher Gebäude. Tempel, Klosterräume, Gebetshallen, Souvenirshops, kleine Votivstupas, Glockenbalken.

Im Sockel der Stupa eingelassen lange Nischen, in denen 365 Gebetsmühlen hingen.

»Ein Gemischtwarenladen der Religionen, Traditionen und Epochen par excellence. Schauen Sie sich nur um. Jahrmarkt der Religion oder Toleranz in Reinform?« Der Captain wies mit der Hand auf den Durchgang zwischen Stupa und Vishnutempel. »Aber gehen Sie bitte im Uhrzeigersinn und drehen Sie die Gebetsmühlen auch so herum. Sie beweisen damit den Gläubigen die Ehre, ihre Riten zu akzeptieren.«

Ich konnte meinen Blick nicht vom Turm wenden. Der Kontrast – gold zu tiefblau – faszinierte mich. Nach einer kurzen Weile hörte ich den Captain neben mir sagen: »Eins zu null.«

Ich schaute ihn fragend an, wußte wirklich wenig mit seiner Bemerkung anzufangen. Er lächelte mich an.

»Eins zu null für die Baumeister. Sie tun genau das, wozu Sie kaum einer sonst bewegen könnte: sie starren ehrfürchtig nach oben. In den Himmel.« Und etwas leiser, fast geheimnisvoll: »Zu den Göttern.«

»Übrigens,« fuhr er fort, »ist das der gleiche Effekt wie in der Gotik. Wenn Sie eine gotische Kirche, einen Dom betreten, schauen Sie zunächst gebannt nach oben. Ob Sie es wollen oder nicht.

Kirchen, Tempel und Kultstätten sind niemals architektonische Selbstzwecke. Sie sind Verhaltensvorschriften.«

Bevor mir seine Worte ganz bewusst wurden, nahm mich das Treiben, die Atmosphäre gefangen. Glocken ertönten schwer, laut, unregelmäßig. Hundegebell. Affengekreische. Gebetsgemurmel. Schlurfende Schritte der Gläubigen, die unentwegt den Stupa um-

rundeten, mit der rechten Hand die quietschenden, scheppernden Gebetstrommeln in Gang setzend. Kinderlachen, Flötenklänge, Glöckchenbimmeln, Priestergesang, Hindulitanei.

Ein Priester saß vor dem Hindutempel, rezitierte pausenlos Mantras, meditative Worte und Sätze. Dabei warf er ab und zu Reiskörner in Richtung einer farb- und ölverkrusteten Shiva-Figur, hantierte mit allerlei auf Blättern und in Gläsern um ihn gruppierten Speiseopfern.

Buddhismus und Hinduismus in einer völligen Vermischung. Typisch für Nepal. Für mich war es, als würde mitten im Kölner Dom eine jüdische Bar-Mizwa-Feier gehalten. Zwei sich eigentlich ausschließende Religionen, besser gesagt Philosophien, in einer einzigen, dritten zusammengefasst. Die Lösung der Probleme dogmatischer Streitigkeiten? Mir schien es fast so.

Doch der Captain drängte mich weiter. Erneut verwunderte mich ein Paradoxon: inmitten eines völlig intakten Tempels mit Kloster nisteten sich Souvenirgeschäfte ein wie Bierstände auf einem Jahrmarkt.

Spontan fiel mir ein, dass dies so außergewöhnlich auch in Europa gar nicht ist. Ich erinnerte mich eines Besuches in der Kirche St. Madeleine im Herzen von Paris, wo während des Gottesdienstes der geräuschvolle Verkauf von Postkarten und allerlei Devotionalien weiterging.

Das tiefe Dröhnen eines Horns, dumpfe Paukenschläge, die schrillen Töne einer trompetenartigen Pflöfe – der typische Klang tibetischer Gompas klang an unser Ohr. Wir betraten in ehrfurchtsvoller Erwartung, zurückhaltend, suchend, die Eingangshalle des Klosters.

Hunderte von Butterlämpchen, goldgelbblitzende Messingschälchen mit der flackertanzenden Flamme standen am Fuß der entsetzlich kitschig bemalten, neonlichtbeschiedenen, tüllgardinenverhangenen Buddhastatue.

»Da bemühen wir Europäer uns in Darstellungen und Symbolisierungen von Gott, göttlichen Eigenschaften und ethischen Begriffen puritanisch um Schlichtheit und Ästhetik, und hier bietet man alles auf, was einer italienischen Prunk-Weihnacht zur Ehre gereicht: bunte, flackernde Lampen, Tüllgardinen, Glasvitrinen, künstliche Blumen, Neonlampen, Girlanden.« Ich schüttelte den Kopf.

»Was erwarten Sie denn von dieser Welt? Sture Uniformität in allen Geschmacksfragen? Nur noch eine Denkrichtung? Oder wollen Sie nicht lieber die Natur nehmen, wie sie ist. Unterschiedlich von Ort zu Ort,« meinte der Captain. »Außerdem, auch Michelangelo war Italiener. Seine Kunstwerke sind an Ästhetik kaum noch zu übertreffen. Und seine nachfolgenden Generationen bevorzugen Plastik-Tannenbäume und Kunstharz-Springbrunnen. Schauen Sie sich die Klarheit klassischer griechischer Statuen an – und machen Sie sich klar, dass die Nachfahren jener geraden Geister die Plaka von Athen und die Einheitsatmosphäre von Gyros-Restaurants mit dem Einheitsgedudel des ewigen Sirtaki geschaffen haben.

Billigen Sie bitte auch diesem Volk zu, unter dem für seine Verhältnisse massiven Verführungsdruck industriellen Überangebotes schwach geworden zu sein und seine Tradition und Kultur in Form von schlampig nachgemachten Massen-Souvenirs zu verschleudern.

Nepal hat seine Tore dem Westen geöffnet. Erwarten Sie nicht, dass die Nepali innerlich stärker sind als wir.«

Einige Mönche waren damit beschäftigt, die Aberdutzenden von Öllampen neu zu füllen, zu sortieren, anzuzünden. Unterdessen schwoll die Musik an, wir folgten ihrem Ursprung und fanden uns bald in der dunklen Gebetshalle.

Rechts und links zwei Reihen niedriger Tischchen, vor denen auf brokatschimmernden Sitzkissen die rotgewandeten Mönche im Schneidersitz Platz genommen hatten.

Es waren auch sehr junge Menschen, fast noch Kinder, darunter. Abseits, erhöht sitzend, mit völlig unbeweglichem Gesicht, der Lama, der Abt.

Irgendjemand stimmte Gebete, Wortrituale an, die anderen fielen ein. Rhythmisch gesprochen, fast Stakkato. Einige intonierten es mit verstellter, bassonoriger Stimme. Dazu harmonische Handbewegungen: Rollen, Wenden, Öffnen und Schließen. Die Finger bogen sich in alle Richtungen, während Hand und Arme sich um sich selbst zu schlingen schienen. Es erinnerte an die grazilen Bewegungen indischer Tempeltänzerinnen. Dann folgten Passagen instrumentaler Musik. Jeder Mönch spielte ein Instrument. Pauken, Hörner, Flöten, Zimbeln, Schellen, Muschelhörner.

Mir schien es keine festgelegte Melodie zu sein, sondern eher so etwas wie Freejazz-Variationen über ein Thema.

Dabei verrieten die Gesichter jene eigenartige Mischung aus inbrünstiger Versunkenheit und Langeweile eins gewohnten und lästigen Rituals. Was meine gedankliche Aufmerksamkeit wieder auf einen vermeintlichen Widerspruch lenkte: kann der Zustand innerer Ruhe denn Routine sein – und wieso löst er sich dann überhaupt wieder auf? Oder sind diese Riten nichts anderes als der fehlende Mut des Einzelnen, sich aus dem vorgeschriebenen, nutzlosen Einerlei der Klosterriten zu befreien und den wirklichen individuellen Weg der Befreiung von den Fesseln der Vorurteile zu gehen – so wie es Buddha empfohlen hatte?

Ein Junge, in Mönchskluft, schlurfte zwischen den gegeneinanderstehenden Bankreihen entlang und goss den rot-trüben Buttertee aus. Auch in diesem Raum brannten ungezählte Butterlämpchen und alles zusammen ergab wieder den typischen Geruch nach ranzigem Fett, Fäulnis, Vergehen. Süßlich, Moder, kalt.

Wir hörten eine ganze Weile mit geschlossenen Augen zu, in eine Ecke gehockt, uns dem eigenartigen, sympathischen Klang und Rhythmus hingebend.

Geradezu schockartig geweckt wurden wir durch ein abrupt einsetzendes Schlürfen und Schmatzen – einer Fütterung gewisser Stalltiere nicht unähnlich. Zwischen zwei Gesängen, in einer noch nicht einmal eine Minute währenden Pause, schlangen die Mönche ihre Schale Reis herunter und labten sich am karminroten Buttermilchtee.

Noch in diese animalischen Essgeräusche hinein begann wieder einer mit dem Gesang. Die anderen leckten den letzten Rest Reis aus der Schale und vereinzelt Töne des Liedes klangen nicht unähnlich einem zufriedenen sonoren Urlaut wohlthuender Sättigung. Man kann auch singend rülpsen und rülpsend singen.

»Erahnen Sie, was das Begehrenswerte an einem solchen Klosterleben ist?« fragte mich der Captain. »Normalerweise liegen die Klöster hoch in den Bergen, wo die Kälte der Nacht und des Winters den Menschen schwer zu schaffen macht. Allein hier in Kathmandu, in einem verhältnismäßig milden Klima, haben 80 Prozent der Menschen chronische Bronchitis.

Geben Sie sich einmal innerlich diesem herrlichen Gefühl der Geborgenheit hin. Die Wärme des festen Hauses, der für die Nepali und Tibeter gewohnte und somit anheimelnde Geruch nach Butterlämpchen und Buttermilchtee, die Beruhigung des Gesanges, die meditativen Gebete.

Außerdem ist die Bevölkerung aufgrund der von den Priestern verbreiteten Doktrin moralisch gezwungen, den Mönchen Speisen oder Geld zu bringen und die Bauarbeiten durchzuführen. Also braucht man hier auch nicht, wie sonst draußen im Leben, hart körperlich zu arbeiten.

Ich jedenfalls könnte stunden- und tagelang in einem solchen Kloster sitzen.«

»Ohne jegliche Aktivitäten?«

»Dies ist wirklich der böseste und leidbringendste Irrtum der Europäer. Der Mitteleuropäer, um genau zu sein. Aufgrund ihrer

jahrtausendalten Tradition, im Sommer hart zu arbeiten, damit man den Winter überleben kann, hat man verlernt, dass Leben nicht Arbeiten ist. Sondern Leben so gelebt werden kann, wie es einem in den Sinn kommt.

Zum anderen sind Europäer über Jahrhunderte und Jahrtausende von den jeweiligen Herrschern gezwungen worden, hart zu arbeiten. Weil Kriege und Machtstreben dies dem Einzelnen abverlangten. Die Geschichte Europas ist eine Abfolge von Kriegen, eine Aufzählung von Herrschernamen.

Alle asiatischen Religionen machen es dem Bewusstsein des Einzelnen leichter, seinem jetzigen Erdenleben nicht den Wert des Absoluten, Einmaligen zumessen zu müssen. Ihm bleibt die Hoffnung auf die nächste Wiedergeburt und damit die Fortsetzung des Läuterungsweges.

Deshalb muss er nicht unbedingt alles erreichen. Er kann still sitzen. Sein Leben lang, wenn es ihm Spaß macht. Und umgekehrt empfindet er Zwangsarbeit nur selten als solche. Da in seinen Augen alles beseelt ist, spielt es eigentlich keine Rolle, ob ein Berg, ein Feld, das Wetter oder Unwetter, die allgemeinen Verhältnisse oder ein einzelner Herrscher ihm die Mühe und Arbeit aufzwingen.«

»Wie können Bäume Seelen haben«, fragte ich, ernstlich zweifelnd, ob ich einen solchen Gedanken nicht zu einem anderen Zeitpunkt intensiv zu Ende denken sollte.

»Warum sollten sie es nicht. Sie sind etwas lebendiges, bestehen aus Chemikalien und unterliegen dem Einfluß physikalischer Gesetze – genau wie wir Menschen auch.

Und da die Seele offensichtlich kein auffindbares Organ, sondern das Zusammenwirken der Einzelteile ist, müssen auch Bäume eine Seele haben. Denn schließlich müssen Blattwerk und Wurzel koordiniert werden.«

»Aber Denken können die Bäume hoffentlich nicht!« erwiderte ich schnell – vorschnell, wie mir blitzartig bewusst wurde. Der Captain schwieg eine Weile und sagte dann: »Es wäre wirklich einmal wunderbar, wenn es einem Europäer gelänge, seine Seele und sein Denken auseinanderzuhalten. Und denen dies gelingt, geht es auch bald wesentlich besser – innerlich. Denn sie haben erfahren, wovon die wahren Großen aller Religionen sprachen.«

Ich senkte meine Stimme, sprach langsam. »Aber wie soll ich denn Denken von Fühlen trennen. Das steht doch sogar im totalen Widerspruch zu den Praktiken der Askese und Meditation – Einflussnahme auf den Körper durch bewusste Gedanken. «

»Richtig. Den Körper können Sie durch Ihr Bewusstsein, durch Ihre Gedanken in jeden gewünschten Zustand versetzen – oder durch falsches Denken ungewollte Körper-zustände herbeiführen. Krankheiten sind nichts anderes als falsches Denken.«

Ich schwieg. Er sprach langsam weiter. »Doch Ihr Körper ist nicht ihre Seele. Sein Wirken, sein Vorhandensein, seine Lebenskraft, seine Fähigkeiten, all dies sind die verschiedenen Aspekte Ihrer Seele.«

»Also ist die Seele unfassbar?«

»Das kann man so nicht sagen. Schauen Sie das Wasser. Das Wasser gibt es eigentlich gar nicht. Denn was ist das Wasser? Der Tropfen? Er besteht, und sei er noch so winzig, aus Millionen Molekülen.

Regen. Ist das Wasser? Was ist ein See? Wasser ja, aber nehmen Sie die Hälfte weg, und es ist immer noch ein See. Wolken sind Wasser, in den Pflanzen ist es. Holz ist zum größten Teil Wasser. Wir Menschen bestehen fast zu Dreiviertel aus Wasser. Also was ist es?

Ist es milde und weich wie Sommerregen? Oder hart, wie Sturmflut und Schneelawine? Aus was bestehen tötende, zerstörende Lawinen? Aus nichts als vielen winzigen zarten Schneekristallen.

Ein jedes würde im Bruchteil einer Sekunde auf ihrer Haut schmelzen.

Also was ist Wasser? Nicht zu definieren. Und doch können sie einen Eimer voll schöpfen. Wasser kann konkret töten und gezielt Leben schenken.«

Ich schwieg lange, er wandte sich wieder mir zu: »Warum wollen Sie die Seele sehen, wie ein europäischer Ingenieur? Berechenbar, dimensionierbar, analysierbar.«

»Weil die Existenz von Nichtfassbarem erst gar nicht angenommen werden braucht.«

»O doch. Die Seele existiert. In allem, was lebt.«

»Und auch in totem Stein?«

Er lächelte mir zu. »Wer sagt denn, dass Stein tot ist?«

»Jedenfalls lebt er nicht.«

»Nein?« fragte er herausfordernd zurück.

Blitzschnell tauchte in meiner Phantasie das Bild eines feuerspeienden Vulkans auf. Wie es die Katastrophen-Redakteure der Nachrichtenmagazine gerne zeigen. Flüssige Lava quillt unter atmosphärefüllender Dampfentwicklung aus Rissen der Erde, wälzt sich den Berg hinab, Bäume, Häuser, Vieh verbrennend, langsam erstarrend.

Gibt es etwas lebendigeres als einen Vulkan, der neuen Stein gebiert? Winzige Sandkörner, zerbröckelnde Reste von Muscheln, lagern sich zu den dicken Schichten ab, werden Stein. Jahrmillionen später ans Tageslicht gehoben und vom Wetter wieder zu Sand erodiert.

»Im Stein geht nur die Zeit ein wenig langsamer. Aber ansonsten lebt er, wie ein Baum auch.« Ich sagte es stolzerfüllt dem Captain, wie ein Schüler, dem in letzter Sekunde eine gute Antwort eingefallen ist.

»Welche Zeit?« gab er statt des erwarteten ‚Ja‘ zurück.

Ich überlegte eine Weile und versuchte es erneut. »Im Verhältnis zu Tieren und Pflanzen ist für Steine ihr Ende weiter vom Anfang entfernt. Gemessen in Erdumdrehungen, sprich Tagen.«

Fast kompliziert klang mir das.

Er versuchte, meine Logik weiter zu treiben.

»Vielleicht gibt es gar keine Tage. Denn wenn wir keine rotierende Kugel wären, könnte man die Sonne von einer Erdhälfte aus gar nicht sehen.«

»Oh«, antwortete ich blitzschnell, »dann gäbe es aber auch nicht den Vorgang der Pflanzenwerdung und der Steinwerdung und ihrer aller Vergehen. Dann gäbe es das alles nicht, was wir Welt nennen.

»Aber es gibt im Universum Gas und Materieansammlungen, die sich nicht drehen, also auch keine Tage kennen, und doch eine Form des Lebendigen darstellen, weil sie entstehen und vergehen.«

Da musste ich verblüfft passen. Tatsächlich, der Tag – oder jede andere Einteilung – schien in der Tat überhaupt nichts mit Zeit zu tun zu haben. Was also war Zeit?

Die Mönche waren längst mit ihrer Zeremonie zu Ende und hatten sich teilweise schwadronierend unter die Touristen gemischt, als wir uns aus unserem Gespräch lösten. Mir war, als hätten die Mönche nur wegen uns zusammengesessen.

Kultur

Ein jeder Ort ist mancher Menschen Heimat. Nur machen manche mehr, manche weniger den Fehler, die ganze Welt als Heimat zu betrachten.

Am nächsten Tag machten wir einen ausführlichen Spaziergang durch Kathmandu und die Nachbarstadt Patan. Beides waren alte Königsstädte. Die eine hatte ihre Bedeutung als Hauptstadt behalten können, die andere war zum Vorort degradiert.

In beiden aber waren noch die herrlichen alten Paläste, Tempel, Repräsentativbauten erhalten. Drei- und fünfstöckige, schräge Pagodendächer, die Häuser mit Holzfenstern meisterlichster Schnitzkunst.

Über allem lag die traurige Stimmung langsamen Verfallens. Zerbröckelnde Fassaden, zersplittertes, verwittertes Holz, grasüberwucherte Dächer.

Viel faszinierender als die reisebücherfüllenden, das Wichtigste in drei-Stunden-abgehakt-Bauten jedoch waren die unendlich vielen verwinkelten Gassen. Die Wohnhäuser, fast wie genormt gleich hoch, standen sozusagen Wand an Wand, ließen nur noch schmale Durchgänge, die oft nicht den Namen Straße oder Gasse verdient hatten.

Selbst Tempel mit goldenen Dächern und reichem Schmuckwerk lagen in Hinterhöfen, gegen deren Winzigkeit selbst die berühmtesten Berliner Höfe wahre Prachtplätze sind.

Dies war Leben; von überall her das Gejohle und Geschrei spielender Kinder. Aus Werkstätten, bretterschlagen, dunklen, engen, verrußten, noch nicht einmal mannshohen Höhlen im unteren

Inneren der Häuser drangen die typischen Klänge der Instrumente und Werkzeuge.

Das Ratschen der Hobeln, das Sirren der Sägen, das singende Klingen der Kesselschmiede-Hämmer, das Tak-Tak-Tak der Webstühle, das Rattern und Tackern der Nähmaschinen, das Fauchen der Blasebälge in winzigen Essen.

Dazwischen das Rumpeln der Bollerwagen, auf denen die Lasten transportiert wurden und deren Echo an Wänden und in Winkeln vielfach wiederhallte. Bellen getretener Straßenhunde, Rufe der Mütter nach ihren Kindern.

Und – befremdend, ekelerregend, aufdringlich – das ewige Schnäuzen verschleimter Nasen und würgendes Krächzen aus tiefem Halse mit dem zischenden Floppen kraftvoll ausgespuckten Speichels. Keine fünf Sekunden verstrichen, wo nicht neben, über, hinter einem jemand schier den Rotz einer ganzen Wintergrippe auf einmal hervorzuspucken schien. Aus Fenstern, hoch über den Köpfen der Fußgänger spuckte es, zentimeterweise an den Passanten vorbei. Oft war das Würgen und Krächzen gleichzeitig aus allen Richtungen zu hören und auch zu sehen.

Was aber noch schlimmer war, nach unseren europäischen Ansichten, war das, was wir technokratisch als Entsorgung zu bezeichnen pflegen. Nicht nur, dass aller Hausmüll und die Essensreste achtlos um das Haus, auf der Straße, in große und kleine Ecken und Winkel verstreut wurden, nein, auch für die menschlichen Reste des Verdauungsvorganges gab es keine separaten Orte.

Kinder machten ihre großen und kleinen Geschäfte bei hellem Tage auf der Straße, da wo sie gerade standen und gingen, die Erwachsenen schienen wenigstens die Dunkelheit abzuwarten – überwiegend. Was im ersten Moment vielleicht dem flüchtig schauenden Besucher als Kuh- oder Schweinekot erscheinen mochte, war nichts anderes als die Reste des menschlichen Speiseplanes.

Man watete also, wenn auch nicht gerade knöcheltief, aber immerhin, man watete durch oder über eine Schicht menschlicher Exkreme. Völlig ausweichen konnte man ihr nirgends und niemals.

Den ‚kurzen Kreislauf der Viren‘ nannte ich es – Hunde und spielende Kinder sorgten dafür, dass sie recht bald wieder im Haus landeten.

»Lassen Sie es mich einmal so sagen: ein Volk, welches in der eigenen Scheiße lebt, kann wohl nicht als besonders kulturell angesehen werden. Selbst die ollen Germanen hatten immerhin Donnerbalken«, musste ich meine wachsende Unmut ob des Ekels über Geruch und Gesehenes abregieren.

Er grinste mir zu, wich wie zur Bestätigung schwungvoll dem nächsten Haufen aus – Dünnschiss übrigens – und blieb nach wenigen Schritten vor einem uralten Haus stehen.

»Finden Sie diese Fenster schön?« fragte er mich und deutete mit einem Kopfnicken auf den alkovenartigen Ausbau im ersten Stockwerk, der über und über aus geschnitztem und verziertem Holz bestand.

Ich konnte nur mit einem ‚Ja‘ antworten.

»Könnten Sie sich vorstellen, dass sie noch schöner wären, wenn im Inneren des Hauses, verborgen, abgeschlossen, ein Klo wäre?«

Natürlich musste ich mit einem ‚Nein‘ antworten.

»Was also,« fragte er mich weiter, »verstehen Sie unter Kultur: schöne Schnitzereien oder eine Toilette?«

Beim Weitergehen sinnierte ich eine Weile über diese Frage und sagte dann, objektiv betrachtet klang es durchaus wie ein Anflug von kleinlautem Geständnis: »Ich habe schon hunderte von Reiseführer und Abhandlungen der Geschichte gelesen, die sich über Details der Baukunst ergehen. Wobei einer mittelalterlichen Burg oder dem Schloß von Versailles das Klo war, stand da auch nicht.«

»Kultur haben auch die Ameisen, wenn sie sich Hügel bauen und die Vögel mit ihren Nestern. Kultur haben auch Affen, wenn sie Stöcke als Werkzeuge benutzen oder eine Gazellenherde, die beim Angriff hungriger Löwen die Jungen in die Mitte nimmt.

Was wir unter Kultur verstehen, ist allzuoft der Maßstab unseres eigenen Verhaltens. Und dann wäre Alkoholismus und Herzinfarkt der Gipfel der Kultur. Wissen Sie, da ist mir das Natürliche doch lieber.«

In diesem Moment klatschte ein Stück weißer Taubenkot auf seine Jacke. Er lachte laut. »Das bringt Glück. Und wie!«

Wir waren stundenlang durch die Gassen gelaufen, hatten uns auf Sockeln von Tempeln in deren Schatten ausgeruht und betrachteten nun von der oberen Plattform eines pyramidenförmigen Holztempel-Unterbaus im orangenen Licht der letzten Sonne das bunte, quirlige Treiben am Durbar-Square von Kathmandu.

»Hier ist wirklich die Zeit stehengeblieben. Genauso stelle ich mir das Mittelalter oder sogar die Zeit um Christi Geburt vor. Mögen es Chinesen, Nepali, Römer, Griechen, Etrusker, Hebräer, Araber, Indios oder Inder sein. Dies ist ein Leben ohne den Aspekt, der unseren europäischen Alltag bestimmt: die Knappheit an Zeit.«

Mir gefiel einfach das Muntere des Treibens, das nie hektisch wurde, das Durcheinander, welches weit entfernt von Chaos war.

Fußgänger in und aus allen Richtungen, zielstrebig, niemals hastend. Lastenträger, schlurfenden Schrittes. Händler, die stundenlang vor, neben, hinter ihrer Ware hockten, ohne einmal aufzustehen. Dazwischen Fahrradgeklingel, das Rufen der Rikschafahrer und heisernes Hornen und Hupen der wenigen Autos.

Das Bild, die Szene, der Eindruck: dies war lebendige Geschichte. »Hier ist die Zeit stehengeblieben.« – »Zeit findet offenbar immer dann statt, wenn eine Veränderung vor sich geht,« murmelte der Captain leise – und erst sehr viel später begriff ich, wie recht er damit hatte.

Auf dem Nachhauseweg fiel mir seine Bemerkung bezüglich der Schönheit der Holzfenster und der mangelnden Hygiene ein. Ich hielt ihn am Ärmel fest und deutete auf ein reich verziertes Gitterfenster, das jetzt in der spärlichen Beleuchtung noch plastischer hervortrat.

»Macht Ihnen der Anblick dieses Fensters Freude?« fragte ich ihn und er erwiderte, mich munter musternd »Ja«.

»Da Sie kerngesund sind, können Sie sich, wenn Sie es nur wollten, noch jahrelang diese Freude gönnen. Gesund sind Sie aber auch nur, weil es eine der größten Kulturleistungen der westlichen Welt war, die großen Volksseuchen bekämpft und eine ausreichende Hygiene für jedermann eingeführt zu haben – einschließlich der dazugehörigen Technik. Da wir – als Volk, als Kultur – nicht den Kot einfach vor unserer Wohnung liegenlassen, ermöglichen wir es auch dem Einzelnen, freier zu sein. Frei von der fast zwangsläufigen Notwendigkeit, sich an allerlei Unrat und Verwesung zu infizieren. Man lebt länger. Man hat länger was vom Leben.« Schade, er konnte nicht sehen, wie mir ein Grinsen im Gesicht stand. Schadenfreude, ja ok ok.

Wir gingen eine Weile stumm nebeneinander, als er plötzlich, aus dem Nichts, das Gespräch wieder aufnahm.

»Was heißt hier Freiheit,« sinnierte er, »und was heißt hier Freude des Anblicks. Wissen Sie, wozu wirklich die Fenster gebaut sind? Um die Nachbarn und Mitbürger zu ärgern. Um zu prunken. Um Wohlstand zu zeigen. Um Neid zu erregen.

Dies aber führt unweigerlich zur Abhängigkeit. Für den, der es veranlasst und den, der sich aufgestachelt fühlt.

Des Lebens Qualität bestimmt nicht dessen Länge, sondern des Lebens Friede.«

Ich konnte nicht sehen, ob er grinste.

Mitleid

Vor dem Verstehen steht das Werten.

Vor dem Werten das Empfinden.

Vor dem Empfinden das Wissen.

Vor dem Wissen das Verstehen.

Blutspuren. Überall Blutspuren. Wir hatten eine Reihe von Kalitempeln besichtigt und fanden überall das gleiche: Blut.

Zuerst hatte ich geglaubt, der Kult wäre ein Rest, Relikt, Refugium gewesen. Mehr Schau als Ernst. Touristensensation und Volksbelustigung an abgegrenztem Orte.

Doch nach einem halben Dutzend gleichartiger Tempel, nach eindeutig frischen Spuren ritueller Tieropfer, nach der Besichtigung vieler Hindutempel mit den öl- und farbverschmierten Götterstatuen, dem ewigen Fäulnisdunst unzähliger Speiseopfer war mir endgültig klar, dies war ein lebendiger, ein inbrünstig ernster Brauch.

Kali, Muttergöttin, Zerstörerin (es war ohnehin schwer genug zu verstehen, dass die Gottheiten auch immer zu-gleich ihr Gegenteil darstellten) war das Böse, das es zu beschwichtigen galt. Mit Blut. Zweifellos am Besten mit dem Blut von Menschen. Doch heute begnügte man sich mit dem Blut männlicher Opfertiere. Ziegen, Hammel, Hähne. Offiziell, wenigstens.

An einigen dieser und anderer Tempel saßen in kargen Nischen und Bretterverhauen gelbgewandete, bartumwallte Sadus. Weise Männer, angeblich. Dekorativ asche- und farbenbemalt im Gesicht, den Dreizack Shivas auf der Stirn oder wie Neptun in der Hand haltend. Vor sich allerlei Tand, Opfertgabe, Betteleinnahme.

Entweder blickten sie unentwegt in ein Nichts, auf ein inneres Bild oder hantierten gestenreich, geheimnisvoll, Mantras murmelnd mit den verstreut liegenden Gegenständen. Sie waren sich allerdings nicht zu weise, zu heilig oder zu asketisch, bei Touristen unverhohlen um ein Rupiестück zu betteln. Es sogar energisch und lautstark einzufordern.

»Schau-Priester, Blutopfer, verfälschter Buddhismus im Gewand hinduistischer Tradition, bis zu seiner Pervertierung, ein unübersehbarer Pantheon voller Götter – die ganze Ehrfurcht vor der Weisheit Indiens und Asiens geht ja flöten«, sagte ich, mit einem dazugehörigen Gesichtsausdruck, dem Captain.

»Ich verstehe Sie gut. Doch seien Sie bitte nachsichtig. Ein Volk, welches nur minimale Schulausbildung, keine geregelte Unterrichtung und vor allem kaum logische Systematik kennt, dies ist nicht der Weiterträger höchsten Wissens und tiefster Erkenntnis, wie sie sich bei Einzelnen bilden kann, der in inspirierender Umgebung lebt.

Für das Volk ist die äußere Schau, sind Geister, Statuen, das unheimliche, undurchsichtige, furchteinflößende Ritual wichtig.

Es ist doch so schön, Reiskörner zu streuen und sich damit seiner Pflicht erledigt zu haben. Diese Tempelriten hier sind wie die Ablassbriefe: Der Tauschhandel sehr einfacher Gemüter mit dem eigenen Gewissen.

Wahre Weisheit ist nicht an Formen gebunden, ganz im Gegenteil. Doch es ist besser für den Menschen, an irgendetwas zu glauben als vor innerer Leere und Orientierungslosigkeit in Schwermut und Lethargie oder gar Aggression zu verfallen. Also lassen Sie dem Volk Brot und Spiele. Wer will, kann jederzeit selbst und für sich den Weg des Erkennens gehen.

Mit der Wahrheit und dem Erkennen wären viele dieser Menschen im Moment überfordert. Noch. Eines Jeden Zeit kommt. Wir sind da oft zu ungeduldig.«

Wir befanden uns auf einer herrlichen Wanderung über die braungrünen Hügelketten, die sich den gewaltigen Eisriesen und himmelfüllenden Bergmassiven des Himalaya voranstellten.

Links ging der Blick auf einen See, eingebettet in die Vorberge mit ihren steilen dschungelbewachsenen Hängen und sanften Flanken, die in hunderte winziger sichelförmige Reisterrassen gestuft waren. Dazwischen, verstreut, nur lose Dörfer bildend, die rostbraunen Erdhäuser gebaut aus dem Lehm des Berges und den typischen goldbraunen Strohdächern.

Wir beobachteten etliche Bauern bei der Arbeit. Mit kleinen Haken, in der Mitte eines kurzen Holzstils befestigt, gruben sie die Felder um. Schlugen schwungvoll ausholend die Schaufelplatte in den harten Boden und warfen in mühevoller Arbeit Scholle für Scholle um. Die Sonne brannte heiß, der Wind sorgte kaum für Kühlung. Eine schwere Arbeit.

»Fast metaphysisch«, sagte ich, auf einem Feldrain sitzend, in gebührender Entfernung den Arbeitenden zuschauend, »der Kreislauf der Natur. Offensichtlich gibt das Feld in Form der daraus geernteten Früchte soviel Energie ab wie benötigt wird, um es zu bearbeiten. Denn die Bauern kaufen nichts hinzu, sondern leben von den Früchten ihrer Felder. Eigentlich doch ein perfektes Gleichgewicht. Genial gar.«

»Rechenfehler«, erhob der Captain sofort Einspruch, »der Mensch ist ein ausgezeichneter Energiespeicher. Denn nach ihrer Theorie müßte der Bauer zu nichts anderem als Feldarbeit in der Lage sein. Offensichtlich führen Menschen aber außer ihrem Arbeitsleben noch einige andere Aktivitäten durch und außerdem kann ein Mensch soviel auf dem Feld oder im Garten ernten, dass mehr als einer davon satt wird.

Wie auch sonst sollten Kinder, Alte, Kranke und Nicht-Bauern ernährt werden?« Ich blinzelte in die Sonne, sinnierte, stand auf, ging ein paar Schritte auf und ab und versuchte es erneut. »Also gut. Man muss es größer sehen. Die Natur an sich ist so nützlich,

dass sie für alle Menschen die Energie liefert. In welcher Form auch immer. Sonne ist Energie. Wasser, Wind, Boden.«

»Auch für die Bevölkerungsexplosion, die zur Zeit stattfindet?« sah mich der Captain forschend an. »Wissen Sie, dass allein an Getreide so viel auf der Welt produziert wird, dass jeder, wirklich jeder einzelne heute lebende Erdenbürger ausreichend mit Vitalstoffen versorgt werden könnte? Hinzu kommen noch alle anderen Nahrungsmittel. Das Ganze ist ausschließlich ein Verteilungsproblem.«

»Nein, nein, ein Machtkampf!« erwiderte ich.

»Nun gut, das auch. Es kommt also nur darauf an, lokal, dort, wo die Menschen wohnen, auch genügend hinzubringen.«

»Das wäre ja ein Wohlfahrtsstaat!«

»Wieso?«

»Wieso soll irgendeiner irgendwas irgendwo hinbringen? Die Menschen werden begreifen müssen, dass nicht jeder Ort der Erde ein Aufenthaltsort sein kann.«

»Auch bei der heutigen Überbevölkerung nicht?« fragte er nach.

»Schauen Sie sich an, was mit Tierherden passiert, die sich in falschen Lebensräumen aufhalten, obwohl oder weil eines den Menschen vom Tier unterscheidet: Die Vernunft.«

»O nein. Der Wohlfahrts- und Mitleidsgedanke unterscheidet Mensch und Tier«, erwiderte der Captain. »Genau darauf beruhen alle Religionen westlich des Indus und östlich des Atlantiks. Was ist Nächstenliebe anderes, als etwas abzugeben, wovon der andere nichts hat.«

Noch Stunden danach wagte ich nicht, den Doppelsinn des letzten Satzes durch ein klärendes Wort des Captains zerstören zu lassen.

Wüste

Hat der Menschen einen freien Willen? Kann er sich entscheiden, ohne von Gefühlen und Erinnerungen, von Trieben und der unendlich komplizierten Chemie seines Körpers gelenkt zu sein?

Dies war der Ritt auf dem Drachen. Die Maschine kämpfte sich durch die Turbulenzen der Wüstenluft, die über der unendlich erscheinenden Weite Rajastans fast mit der Geschwindigkeit eines Jetstreams in den Himmel schoß. Das Land war, obwohl wir kaum noch 4.000 Meter hoch flogen, nur als milchigbreiige Dunstschicht auszumachen, jegliche Konturen verschwammen im Flirren.

Unsere Route sah diesmal einen jener Regionalflughäfen vor, die zwar einem schweren Düsenjet genügend Landepiste, doch darüber hinaus keinerlei elektronische Hilfestellung boten.

Die Crew saß mit berufsmäßiger Höchstkonzentration weniger leger als sonst im Cockpit, verglich unablässig Instrumente, Karten und Checklisten zu prüfen, abermals, in zigfacher Wiederholung; alle mühten sich, aus dem Gekrächze des Lautsprechers Sinnvolles herauszuhören. Bestes Pidgin-Englisch kündete von aktuellem Wetter und Platzverhältnissen, wer dieses Kauderwelsch nicht im Schlaf beherrsche, hatte keine Chance, hinter den ankommenden knurrigen menschlichen Lauten Worte und Sinn zu erkennen.

Schließlich markierte eine sanfte Linkskurve den Beginn des direkten Platzanfluges, von Sekunde zu Sekunde nahm das Holpern und Schlingern zu, unterbrochen von heftigen Schlägen, die das Flugzeug in allen Streben knarren und ächzen ließ. Das Bedienen des Steuerhorns glich einem Rühren in einem riesigen Sup-

penkessel, unglaublich, dass Kompass und Höhenmesser nicht tollere Kapriolen anzeigten.

Luftströme rissen den Bug hoch, wurde das Höhenruder kräftig gegengehalten, riß alsbald die Strömung des Aufwindes - man sollte Aufsturm sagen - ab und der Metallvogel schien dem Boden zuzuschießen. Wieder die Nase hochgezogen - prompt setzte wieder ein Aufwärtsstrom ein. Das seitliche Schlingern und Rollen um die Längsachse schien längst Nebensache, mir wäre es fast schon egal gewesen, ob wir quer zur Landebahn aufsetzen würden, Hauptsache, die sich nun im Dunst abzeichnende Piste inmitten der Wüste könnte jemals noch erreicht werden.

Mit filigranen, nur millimeterlangen Bewegungen an den Schubhebeln und einem nun immer sanfteren Gegensteuern zu den Turbulenzen sowie einem nun immer häufigeren Griff zum Trimmrad gelang es dem Captain, die Landepiste nun wieder cockpitscheibengroß und einigermaßen in der Mitte des tänzelnden Kurses einzufangen, währen der Co sich voll auf die anderen Handgriffe und vor allem die Beobachtung des Höhenmessers konzentrierte und nun pausenlos die aktuelle Höhe laut sprechend ablas.

Mit einem heftigen Zug des Steuerhorns Richtung Körper und einer deutlichen Rücknahme des Schubs setzte die Maschine vernehmlich links schräg, noch vernehmlicher aber mit wuchtiger Heftigkeit auf, es folgt im Abstand beängstigender drei Sekunden ein erneuter Ruck, während das Aufsetzen des Bugrades vielleicht wegen der schon einsetzenden Bremskraft der Schubumkehr kaum noch wahrzunehmen war. Mit einem leichten Schlingern – jetzt griffen die Wüstenböen den Flugzeugrumpf heftig von der Seite an und schubsten das Leitwerk – nickte der Bug unentwegt nach unten und als die inzwischen hart getretenen Radbremsen gelockert wurden und die Maschine mit Restgeschwindigkeit auszurollen begann, war das Ende der Piste greifbar nahe.

»Harte Arbeit, harte Landung«, murmelte ich, jedoch so laut, dass es der Captain auch noch mit inzwischen etwas über die Ohren nach oben geschobenen Kopfhörer vernehmen konnte. »andererseits kann man sich wohl nur noch so als Held fühlen und beweisen, oder?«

Da wir die einzige Maschine auf dem Platz waren und eine Funkeinweisung zum Taxiway nicht zu erwarten war – schon alleine deshalb, weil es keinen gab, die Maschine am Kopf der Landepiste wendete, bis zur Hälfte zurückrollte und dort in einen rechtwinkligen schmalen gestampften Erdstreifen direkt auf das winzige Flughafengebäude zusteuerte – nahm der Captain den Kopfhörer ganz ab, drehte sich zu mir um, sah mich ernst an und mir rutschte das Herz in die Hose. Hatte ich ihn nun in seiner ganzen Berufsehre unverzeihlich beleidigt?

»Nehmen wir an«, begann er in durchaus mildem und freundlichen Ton, »auch Sie kämen auf die Idee, die Pilotenlizenz zu erwerben, und zwar die Berufspilotenlizenz. Dann müssten Sie, sofern sie es bei der PPL, ihrer Privatpilotenlizenz schon in großen Teilen getan haben, von allerlei Nettigkeiten des Umgangs der Menschen mit- und untereinander Abschied nehmen. Eine der wichtigen lautet: Menschen, so sie denn auf Zeit Ihre Ihnen anvertrauten Passagiere sind, haben bei Sturm und Wolkenbrüchen in der Luft Angst, weil dieses Wetter unweigerlich mit Turbulenzen verbunden sind. Um die Maschine jedoch sicher zu landen, muss sie hart auf die Landebahn gesetzt werden, damit weder Aquaplaning bei Nässe noch gefährliche bodennahe Scherwinde den einmal erreichten Bodenkontakt wieder aufheben und sie unkontrolliert durch die Luft oder noch schlimmer erneut auf die Landebahn hüpfen. Was Passagiere als Bruchlandung deuten ist nichts anderes als grandioses Können der Cockpitbesatzung.« Er grinste. »Kapiert?« setzte er unnötigerweise hinzu.

»Na gut. Harte Landung, gute Arbeit klingt doch auch anerkennend hübsch« wollte ich das letzte Wort behalten, denn nichts lag

mir ferner, als bei diesen widrigen Umständen, die ich selbst als Laie beobachten konnte, den Captain zu kritisieren.

Als wir die Maschine verließen, stürzten wir ins Feuer. Das war jedenfalls die einzige mir einleuchtende Erklärung für diese Glut, die ‚Luft‘ zu nennen nicht mehr gerechtfertigt wäre. Eine Glut, die die Luft über dem Platz und der ganzen Gegend in heftiges, optisch sirrendes Flirren versetzte. Über die eher instabil und unbrauchbar scheinende, an die vordere Türe gerollte Gangway Marke Eigenbau verließen wir die Maschine und gingen auf das bedrückend klein aussehende Flughafengebäude zu, auf dessen flachem Bau, inmitten des Dachs, eine winzige Kabine als Tower fungierte. Allein die Anwesenheit einiger unmotiviert verstreuter Antennen auf und neben dem Gebäude ließen mich glauben, dass wir noch vor kurzem tatsächlich mit dem freundlich aus dem Fenster schauenden turbanbewehrten Herren Funkkontakt gehabt hatten.

Als ich das Gebäude betrat, bereute ich auf der Stelle, die klimatisierte Maschine verlassen zu haben, schon in weniger als einer Minute war kein Teil meiner Kleidung nicht schweißgenässt.

Der Captain verschwand hinter einer schief in den Angeln hängenden Holztür mit der kaum lesbaren Aufschrift "flight office" und ich setzte mich auf den Boden im Schatten des Gebäudes, wenigstens um einen Windhauch flehend.

Es mag eine Viertelstunde vergangen gewesen sein, als sich die Trägheit des Körpers überwindend, die sich längst auf den Geist übertragen hatte, ein Anflug von Horror-Fata-Morgana einstellte. Anstelle eines kühlen, plätschernden Brunnens, den zu phantasieren ich noch verstanden hätte, machte sich vor meinem geistigen Auge das Bild eines ausgetrockneten Flussbettes breit, in dem außer Steinen und Sand nicht zu finden war, was den sich nun mit heftiger Körperlichkeit einstellenden Durst hätte löschen können. Unwillkürlich kam plastisch wieder das Erleben der harten Landung in den Sinn und meine Gedanken schlugen

Kapriolen. Was wäre gewesen, wenn wir wirklich mitten in der Wüste hätten notlanden müssen - weit von jeder Zivilisation entfernt?

Was tut man wirklich, wenn man in die Situation kommt, die man allenfalls aus Büchern und Romanen kennt? Wie lange steuert die Vernunft das Denken und Handeln der Menschen? Schon mein Dürsten über lächerlich kurze Zeit engte meine Konzentration auf die mir fast schon existentiell erscheinende Frage ein, wie ich nun an kühles Naß kommen könnte. Dabei war mir unmißverständlich klar, dass es nur ein paar Schritte bedurft hätte, denn in der Maschine war genug Vorrat an Getränken, um mich ersäufen zu können. Ich wollte aber ganz einfach dem quälend aufkommenden Durst nicht nachgeben, weil ich es für lächerlich hielt, dass man als völlig verweichlichter Europäer schon nach einer Viertelstunde an Durst leidet, während die Menschen, die in der nahe Kleinstadt lebten, ihr ganzes Leben lang nichts anderes kennen als die Grenzlinie zwischen viel zu wenig frischem Wasser, das gerade soeben für das Überleben reicht und dem Tod durch Austrocknung oder durch mangelndes Wasser und damit auch mangelnde Hygiene geförderte Krankheiten oder Unterernährung.

Ich stand auf, schlenderte ein wenig um das Gebäude herum, versuchte, meine Gedanken zu verscheuchen und traf auf den Captain, der soeben – nun ebenfalls sichtlich schweißüberströmt – aus dem Gebäude trat, ein paar lappige Zettel in der Hand. »Kommen Sie mit zur Maschine. Wir müssen noch etwa zwei Stunden hier auf dem Platz bleiben, können aber in der Maschine die Klimaanlage weiterlaufen lassen.« Dem Erfindern der APU, des auxiliary power unit genannten Hilfsaggregats zur Versorgung eines Flugzeuges mit Strom auch ohne laufende Triebwerke hätte ich auf der Stelle die Füße küssen können.

In der Maschine lehnten wir die Türe an, ohne sie zu verriegeln, so dass nur wenig der kostbar kühlen klimatisierten Luft entwich und

nahmen Platz. Erschöpft, ein jeder seinen Gedanken nachhängend.

Nach einer Weile wagte ich, meine Gedanken loszuwerden. »Was würden Sie wirklich machen, wenn sie – ganz gleich, durch welche Umstände – zu einer Notlandung gezwungen oder einer Bruchlandung erleiden würden, nicht mehr starten können und der Funkverkehr unmöglich wäre. Und sie, vielleicht durch einen Triebwerkschaden, lange Zeit so tief hätten fliegen müssen, dass sie an einer ganz anderen Stelle vom Radar verschwunden wären, als sie nun runtergekommen sind. Und weit und breit keine Siedlung wäre. Was würden Sie wirklich machen?«

Der Captain schaute aus dem Fenster. »Wären Sie mein Fluginstruktor, hätte ich prächtige Antworten parat. Denn eine Art Überlebenstraining gehört logischerweise zur Ausbildung. Verhalten in Extremsituationen, Zurechtkommen mit widrigen Umständen. Aber so ganz unter uns und völlig im ernst, ich wüßte es nicht. Menschen, und damit auch sich selbst, kann man nur beurteilen aus der Erfahrung und Beobachtung gleicher oder ähnlicher Situationen. Ein Mensch, der vor eine ihm bis dahin nicht begegnete Situation gestellt wird, reagiert immer grundsätzlich unberechenbar.«

»Auch im normalen Alltag?«

»Auch der normale Alltag hält für jeden viele Bruchlandungen bereit – jedenfalls extrem viel mehr, als die Fliegerei.«

Ein interessanter Gedanke, wie mir schien. Der Alltag als eine Kette von Bruchlandungen.

»Wenn Sie nun dort, wo es sie hinverschlagen hat, zufällig ein Huhn wohnt, Sie dieses Huhn entdecken und sehen, dass es ein Ei gelegt hat, was tun Sie dann. Das Ei essen, morgen legt es ja wieder eins, aber von einem Ei werden Sie nicht satt und verhungern oder das Huhn schlachten und wenigstens dieses eine Mal satt werden und anschließend verhungern?«

»Gute Frage.« Sagte er und vertiefte sich in seine Papiere. Offensichtlich war dem Captain trotz bordeigener Klimaanlage zu heiß und nicht nach Diskussion zumute.

Doch dann stand er auf, kam auf mich zu, sah mich an und sagte: »Sie sind Kapitän auf einem Schiff, das in Seenot gerät. Es geht unter, und ihnen gelingt nur noch, ein einziges Rettungsboot zu Wasser zu lassen. Das Boot trägt allenfalls zehn Personen, nun haben sich aber zwanzig hineingerettet. Es liegt so tief im Wasser, dass bei es bei einer höheren Welle unweigerlich und unwiderruflich kentert. Sie haben, warum auch immer, eine Pistole dabei und es kommt Sturm auf. Sie wissen: zehn haben eine Chance, zwanzig werden alle ersaufen. Erschießen Sie zehn?«

»Na klar« sagte ich spontan. »Besser zehn gerettet als alle tot.«

»Aber Sie möchten jetzt nicht mit mir diskutieren, wen und warum sie jemand aussuchen, ihn leben zu lassen oder eine Kugel durch den Kopf jagen.«

»Lieber nicht« antwortete ich spontan und aufrichtig.

»Sehen Sie, und weil Sie die einzige Chance wahren würden, die Sie haben, würde ich das Huhn schlachten und von der Sonne gegrillt mit Appetit verspeisen. Oder glauben Sie, die Götter Indiens würden sich die Mühe machen, mir ein Huhn vorbeizuschicken, damit ich nur das Ei schlürfe?«

»Und morgen? Dann haben Sie kein Huhn mehr?«

»Dann wird ein neues da sein. Oder auch nicht.«

»Sie haben aber Mut und Vertrauen!« sagte ich halb aufrichtig bewundernd, halb ironisch-abwertend.

»Nein«, sagte er, »ich habe nur etwas gelernt, was die Europäer verlernt haben. Das die einzige Zeitspanne, in der wir leben können, unendlich klein ist. Sie ist selten länger als ein einziger Tag. Und den nicht zu nutzen, verzeihen die Götter nie.«

»Nur die Götter nicht?« fragte ich, als es aus dem Lautsprecher zu krächzen begann. Ich verstand nur „... cleared for take off ...“.

Als wir wieder in der Luft waren – mit nicht weniger Turbulenz als bei der Landung – drehte sich der Captain kurz zu mir um. »Sie haben beim Huhn die dritte Möglichkeit vergessen!«

»Und die wäre?«

»Es zu satteln und darauf fortzufliegen.«

Wenn mich nicht alles täuschte, rief er ein vergnügtes »Yepeeeh!« als er mit Seiten- und Querruder die Maschine in eine scharfe Rechtskurve in den Himmel hinauf ritt.

Schönheit

Nichts in der Welt ist hässlich, wenn es von der Natur geschaffen wurde. Selbst der vom Wind geschundene Baum zeigt harmonische Proportionen.

Der Dunst malte heute in den subtilsten Tönen. Blaugrau, Grüngrau. Chamois Wolken, gelbgrüne Hänge. Die Entfernungen verloren ihre Dimensionen, weil sie im Dunst unwirklich wurden. Vor uns lag ein Gebirgstal, dahinter einige Hügelketten, die in der kaum noch zu ahnenden Ferne in das mächtige Gebirge des Himalayas anstiegen. Kaum bewegte ein Windhauch die Büsche und Bäume, die Wolken schienen träge am Himmel zu kleben, eine seltsame Art der Bewegungslosigkeit beherrschte die Szene, die ewig so bleiben wollte. Die Milde der Luft, die sich in der Milde der Farben wiederfand, stimmte auch die Gedanken milde - ein Bild des Friedens bot sich dem Auge.

»Wissen Sie, solche Momente und Ausblicke lassen in mir immer das Gefühl aufkommen, dass es doch unmöglich sein müßte, dass wir als Menschen die einzigen Lebewesen im ganzen Kosmos sein sollten, die gleichzeitig in der Lage sind, den Planeten oder das Gestirn, auf dem sie leben, zu nutzen und zu verändern.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass dieses ganze Universum nur tote Materie sein soll. Dies wäre so ... « Ich suchte nach Worten, um meine Empfindungen auszudrücken. « ... na ja, so sinnlos. einerseits. Und so überdimensional überflüssig und verschwenderisch. Milliarden Haufen mit jeweils Milliarden Sterne, ein ungeheuer kompliziertes und unendlich vielfältiges chemisch-physikalisches Geflecht, Materie und Energie so weit wir blicken und denken können – und das alles, um vielleicht ein paar Menschen ein Gefühl der Freude zu vermitteln? Mein Gott, das wäre ja

so, als ob ein einziger Mensch über einen Schatz und Reichtum verfügt, er ihn im unendlichen Luxus suhlen ließe.«

Ich merkte selbst, dass es eigentlich gar keinen Vergleich gab zu der Fülle des Universums gemessen an der Winzigkeit des einzelnen Menschen.

Der Captain lachte leise. »Das ist ja eine phantastische Logik und Beweisführung für die Existenz nichtirdischer Wesen. Die Außerirdischen als Lückenbüßer für ein verängstigtes erdenmenschliches Gewissen, das sich den Luxus der Einmaligkeit nicht leisten möchte.«

»Lachen Sie nur!«, gab ich ihm zurück, »was mich stutzig macht, sind die vielen naturwissenschaftlich ungeklärten Fragen, die im Zusammenhang mit vielen historischen Völkern und deren Mythen oder Epen stehen. Es muss nicht das Bermuda-Dreieck bemüht werden, um ein unerklärliches Phänomen nach dem anderen aufzuzählen: Höhlenzeichnungen von Tieren die nicht in dieser Gegend vorkamen oder von Menschen, die wie Astronauten aussehen. Oder Bauwerke, deren Steine so gewaltig und präzise bearbeitet sind, dass wir mit unserer heutigen Technik Mühe hätten, sie zu wiederholen.«

Mir gingen die vielen Berichte und Bücher durch den Kopf, in denen sich angesehene und gewiss gebildete Wissenschaftler immer wieder mit den Fragen beschäftigt hatten, ob diese Leistung mit den natürlichen und zur jeweiligen Zeit zur Verfügung stehenden Mitteln erbracht worden sein konnten. Und die fast immer die Möglichkeit offenlassen mussten, dass hier Kräfte oder Hilfe im Spiel gewesen sein könnten – wenn nicht eigentlich sogar sein müssten –, die die Möglichkeiten dieses Planeten Erde überstiegen.

Der Captain war nun wieder sehr ernsthaft und sagte sehr leise, fast geheimnisvoll: »Die Lösung der Rätsel liegt nicht in den gestellten und nicht zu beantwortenden Fragen. Sie liegt in den nicht gestellten Fragen.«

Ich dachte darüber einen Moment nach. »Also zu flüchtige oder zumindest ungenaue Recherche und Analyse?«

»Ja, zum Teil auch. Aber ich meine vielmehr zwei große Fehler.«

»Und die wären?« Er hatte meine gespannte Aufmerksamkeit geweckt.

»Erstens: 95 Prozent unserer Welt-Literatur besteht aus abgeschrieben und wiederholten Argumenten, Schilderungen und Vermutungen. Nur ein ganz kleiner Teil versucht, eigene und neue Wege zu gehen oder die Gedankenansätze von Vorurteilen zu befreien. Der zweite Fehler aber ist gravierender: Solche Untersuchungen laufen viel zu vordergründig ab und die Fragen ersticken sich selbst im Vorfeld der Problematik, ohne zum Kern vorzudringen.«

Dieses Argument war schwer zu verstehen. »Wie meinen sie das?«, hakte ich nach.

»Ganz einfach: Da wird zum Beispiel gefragt, wie es möglich ist, schwere Steinblöcke präzise zu bearbeiten, angesichts der Primitivität der Werkzeuge von damals, die wir noch auffinden konnten. Was eben nicht zu beantworten ist. Doch eine wesentliche Frage bleibt ungestellt: *Warum* werden solch dicke Steine bearbeitet - und vielleicht auch gebraucht? Denn nur da, wo auch ein Nutzen oder Vorteil erkennbar und greifbar ist, entwickeln die Menschen Kräfte, die über das scheinbar Normale hinausgehen. Kaum anzunehmen, dass ein paar vagabundierende Außerirdische auf einer Zwischenlandung mal eben so zum Zeitvertreib und Pausengymnastik ein paar Steinquadern in den Anden behauen haben. Und das nur, um die schwachen Inka-Männer zu foppen.

Nein, ein Volk, welches sich hinter dicken Mauern verschanzt, tut dies wohl nicht, weil der Feind mit Lehmklumpen und Wattedällen wirft.

Also muss es doch so etwas wie ‚dicke Kanonen‘ gegeben haben, was nicht nur und ausschließlich wörtlich, sondern auch gegebenfalls sinnbildlich zu verstehen ist.

Oder ganz modern ausgedrückt: es hat wahrscheinlich eine Infrastruktur an Technik und Know-how gegeben, die diese dicken Mauern möglich und notwendig zugleich machten.

Oder ein anderes Beispiel: Da fragt man sich, wie in Südfrankreichs Höhlen tausende von Ritzzeichnungen im Dunkeln entstehen konnten. Man hat – so jedenfalls der Stand publizierter Forschungen – keine Ruß- oder Rauchspuren gefunden. Woher also kam das Licht? Aus den Batterien Außerirdischer?

Das zu beantworten ist viel uninteressanter als die Frage, warum Menschen Bilder in Räume malen sollten, die ansonsten dunkel sind?“ – Stimmt. Warum, verflixt, soll ich im Dunklen malen, wo rings umher tausende von Felswände in der Sonne prangen?

Mir blieb ein Rest von Unbehagen. Ich dachte nach, versuchte mir pragmatisch vorzustellen, wie man die Dunkelheit überlistet hat. »Aber warum hat man denn nicht die Reste von dicken Kugeln oder von Spiegelsystemen gefunden, die das Licht in die Höhlen gebracht haben könnten, wenn es schon nicht Feuer und Fackeln gab?«

»Weil in der Frage der Irrtum und das Nichtwissen begründet wird.«

Mein Stirnrunzeln fasste er richtig auf, nämlich als totale Verwirrung.

»Weil die Frage nach Kugeln und Spiegeln schon die falsche Fährte legt. Sie gehen als sogenannter moderner Mensch oder Techniker immer von den heutigen Möglichkeiten der Naturwissenschaften aus. Wer sagt Ihnen aber, dass es nicht darüber hinaus völlig natürliche und im Prinzip jedem auf dieser Welt zugängliche Möglichkeiten gibt, die Sie nur nicht mehr kennen. Die verschüttet, vergessen, vielleicht sogar vernichtet wurden.

Jahrzehnte-, eigentlich sogar jahrhundertlang haben die Wissenschaftler gerätselt, wie die Pyramiden so exakt in Nord-Süd-Richtung stehen konnte, ohne dass die Ägypter einen Kompass kannten. bis man herausfand, wie man diese Achse auch auf das Haar genau bestimmen kann, ohne einen Kompass zu haben. Und eine ganze Fakultät war eigentlich bis auf die Knochen blamiert.

Außerdem: wer sagt Ihnen, dass die Ägypter sich überhaupt bewusst waren, die Nord-Süd-Achse in ihrem Bau zu verankern? Keiner weiß, wie sie das Verfahren zur kompassfreien Ermittlung gewertet, gedeutet oder interpretiert haben. Wir staunen über die Nord-Süd-Achse, und die Ägypter kannten sie überhaupt nicht im Sinne von, sie war ihnen nicht bewusst. Weswegen wir nichts finden können, was auf dieses Nichtwissen hinweist.

Irgendein schlauer Wissenschaftler hat ein weiteres mathematisches Phänomen entdeckt, das nach dem Stand des Wissens der Wissenschaft nicht erklärt werden konnte – woher kannten die Ägypter diese Zahl. Pi, jener jedes Schülers Gehirn malträzierende nie endende Zahlenwurm 3,14159265359... – Und typisch für europäisches Denken, das meist den Umkehrschluss nicht zulässt: Sie kannten die Zahl tatsächlich nicht. Sie benutzten lediglich Räder zum Abmessen von Strecken, Radumdrehungen als Maßeinheit. Und in jedem Rad, also jedem Umfang eines Rades, hat das Universum Pi eingebaut. Der Umfang ist immer Durchmesser mal Pi. Also muss man Pi nicht kennen, um Pi zu verwirklichen.

Sie benutzten das Gegebene der Welt unter ganz anderen Aspekten. Sie akzeptierten, ohne nach dem Was-Wie-Warum-Woher zu fragen. Schon allein deshalb sind unsere Fragen aus der Sicht der heutigen Kenntnis und Wertvorstellung sehr oft am Kern der Sache vorbeizielend. Wir haben verlernt, ohne Wissen das Gegebene zu akzeptieren. Nachfragen ist wichtiger geworden als Hinnehmen, ohne sich Gedanken zu machen.«

Nach kurzem Schweigen murmelte ich, „also stellen wir gar nicht die Fragen, die sich die Menschen damals stellten; sondern solche, die zu uns Heutigen passen, aber den Damaligen nicht von Bedeutung, nicht von Existenz waren ...“ – Mein Schweigen spann gedanklich die Fragen und Gedanken weiter.

Ich erinnerte mich der vielen Dementi und Neuorientierungen der Wissenschaft, wenn man plötzlich einer Sache auf den Grund kam. Was heute noch als unerklärlich galt, das konnte einen Tag später als nachvollziehbare Ursache-Wirkungs-Kette bekannt, bewusst und wiederholbar sein. Dennoch erwiderte ich: »Das alles erklärt zwar, dass es womöglich falsch oder zumindest sehr voreilig ist, Außerirdisches als Erklärung für ungeklärte Phänomene zu bemühen. Aber es sagt nichts darüber, wie einzigartig der Mensch im Weltraum ist. Selbst wenn sie nicht auf der Erde gewirkt haben, heißt das ja nicht, dass es sie nicht gibt.« – Und als hätte mich der Blitz getroffen war mir plötzlich klar, wie unsinnig, wie kleingeistig, wie gehirn-brettervernagelt die wortwörtliche und semantisch in den maximalen Unsinn verlaufend die Frage an sich war, ob und wo und wie es Außerirdische gäbe. Denn – welchen Nutzen hätte dieses Wissen für uns gehabt? Vielleicht der, dass wir uns dann andere Fragen ersparen könnten und uns in der Bequemlichkeit räkelten, nicht verantwortlich zu sein, eil es geschah, ohne dass wir etwas dazu beigetragen haben. Komisch – wir fragen so oft und so viel, weil wir wissen wollen, ob wir an dem, wie etwas ist und was überhaupt ist, so etwas wie Verantwortung tragen. Als ob wir uns Vorwürfe dafür zu machen hätten.

Wir hatten unsere Wanderung wieder fortgesetzt, betrachteten voller Neugier weiterhin die Schönheiten der Natur.

»Der Mensch ist einzigartig in seinem Universum«, sagte der Captain sehr bestimmt, aber auch sehr ruhig. Ich wunderte mich über seine direkte und absolute Aussage. Er wandte sich mir zu. »Oder kennen sie jemanden, der von Menschen auf anderen Planeten des von der Erde aus beobachtbaren Universums weiß?«

»Nein, natürlich nicht. Aber das heißt doch noch lange nicht, ...«

»... dass zu anderen Zeiten und in anderen Sphären ein Leben existiert, welches dem heutigen menschlichen ähnlich ist«, fuhr er fort.

»Also doch!« sagte ich spontan und war total verunsichert, ob meine eben mehr in Gedanken formulierte Ansicht, darüber überhaupt zu spekulieren, sei Irrsinn, ob nicht diese Abwendung der eigentliche Blödsinn sei - - in mir stieg irgendwie so etwas wie Panik hoch.

Der Captain blieb vor einem riesigen Busch flammend rotblühender Cannae stehen. Die Blüten schwangen wie Feuerschmetterlinge auf dunkelgrünen, kräftigen, fleischigen Stängeln, die von fächerartigen Blättern flankiert wurden.

Er strich mit der Hand über eine Blüte und sprach, halb zu mir gewandt: »Diese Blüten erscheinen jedes Jahr aufs neue. Wenn Sie diese Pflanze über Jahre beobachten, so sehen Sie aus einem Wurzelstock viele Blüten treiben. Und nun frage ich Sie: sind diese Blüten, da sie alle einer gemeinsame Wurzel entstammen, *eine singuläre* Pflanze oder ist das, was Sie dieses Jahr abschneiden und in die Vase stellen, eine andere Pflanze als die, die Sie voriges Jahr in die Vase gestellt haben, eine vielfache Pflanze. Ist sie also ihre eigene Mehrzahl?«

Ich sah ihn verblüfft an.

»Der Mensch«, sagte er, wohl von mir keine Antwort erwartend, «ist wie eine Blüte aus der Wurzel des Universums. Zu seiner Zeit und in seiner Umgebung einzigartig. Aber die Wurzel deutet auf viele Blüten, die sich zu unterschiedlicher Zeit an unterschiedlichem Ort in einem unterschiedlichen Stadium der Entwicklung befinden.»

»Aha!« Nun hatte ich doch einen festen Ansatzpunkt. »Aus der gleichen Wurzel wächst aber immer die gleiche Art nach. Also gab

und gibt es später auch in anderen Universen die gleichen Menschen, wie wir es sind.«

Wieder hatte er sein verschmitztes, vielsagendes Lächeln im Gesicht. »Haben Sie noch nie davon gehört, wie schnell und leicht es ist, Pflanzen – und im übrigen auch Tiere – weiter- und anders zu züchten?«

Mir fiel der Satz eines buddhistischen Mönches ein, der mir das Symbol des Rades der Lehre erklärt hatte. ‚Ein Rad‘, so hatte er gesagt, ‚kehrt nach einer kompletten Umdrehung wieder perfekt in seine Ausgangsposition zurück. Doch Zeit und Raum werden dann jeweils ein anderer sein. Es berührt niemals wieder an der gleichen Stelle den Boden, ohne dass Zeit vergangen und damit die Welt sich verändert hätte.‘

»Übrigens«, sagte ich dem Captain, »morgen sollten wir mal nicht laufen, sondern eine Radtour machen. Das macht das Denken leichter.«

Physik

Franzosen arbeiten, um zu leben. Sagt man. Deutsche leben, um zu arbeiten. Muss man denn leben um eines Zieles, eines Ideales wegen? In Indien, so scheint es, leben viele, ganz einfach nur, um zu leben.

Inmitten der glühenden Sonne Indiens, hoch auf einem Felsplateau, begegneten wir, während wir mit dem Wagen die Gegend erkundeten, einem Sadu. Er saß, wie die Natur ihn geschaffen hatte, im Lotussitz, mit untergeschlagenen, gekreuzten Beinen, die Hände auf den Knien ruhend, die Handfläche zur Sonneweisend, in einer statuenhaften In sich versunkenheit auf einem winzigen kreisrunden Felsbuckel. Seine Augen waren in eine unbestimmte Ferne gerichtet, sein Gesicht mit den üblichen Farbpulvern bemalt und sein Haar eher zottelig, seit Jahren ungeschnitten. Sein wandler Bart stand in seltsamen Kontrast zum eher ausgemergelten Körper, die Regungslosigkeit mutete uns höchst unnatürlich an.

In gebührender Entfernung hatten sich einige Pilger niedergelassen und streuten Blütenblätter, Reiskörner und hatten ein kleines Opferfeuer entzündet. Uns schien es nicht zu aufdringlich zu sein, unseren Wagen zu stoppen und uns in die Nähe dieser kleinen Versammlung zu begeben. Die Menschen nahmen nur mit einem kurzen Seitenblick, sonst nicht weiter, von uns Notiz.

Mich faszinierte die regungslose Gestalt des Sadus, mein Blick ruhte mit ebensolcher Konstanz auf seiner regungslosen Pose wie er mit seinen Gedanken die Ferne zu durchdringen schien.

»Ob er die letzte Erkenntnis schon gefunden hat?«

Ich sah aus den Augenwinkeln, dass auch der Captain unentwegt zu dieser für unsere Gedankenwelt fremden Gestalt blickte. »Das

hieße ja, dass es eine erste geben müßte, gäbe es eine nächste, andere, letzte. Welches sollte die die erste denn sein.«

Ich überlegte eine Weile. »Jede, die mit eigenen Gedanken irgendeine Struktur in der Welt erkennt und formuliert. Gewissermaßen eine eigene, erste persönliche Formel zur Erklärung der Welt.«

»Mehr nicht?«

»Na hören Sie. Wer die Welt – oder zumindest ein wenig davon – erklären könnte, hätte doch schon viel mehr erreicht als viele anderen.

»Und was?«

»Klarheit. Irgend so etwas wie Klarheit. Oder ganz einfach ausgedrückt, einen Anflug von Durchblick.«

»Durch was?«

»Durch das Chaos.«

»Können Sie jemals durch einen Berg sehen?«

»Warum nicht?« stellte ich die Gegenfrage. »Aber das Chaos ist ja schließlich nicht so etwas Manifestes ausschließlich materielles wie ein Berg. Ein Berg ist aus Steinen, Steine sind undurchsichtig außer einigen Kristallen vielleicht. Aber Chaos besteht doch nur in meinem Kopf. Also, eigentlich in jedermanns Kopf.«

»Und was hätte dies, wörtlich genommen, mit Durch-Blick zu tun?« fragte mich der Captain. Denn erblicken können Sie doch nur, was außerhalb Ihres Kopfes ist. Wenn aber das Chaos im Kopf ist, können Sie es nicht sehen.«

Mir fiel spontan etwas sehr Schlaues ein. »Auch Gedanken können sehen.«

»Also können Sie doch durch einen Berg hindurchsehen.«

»Und wie das?«

»Versetzen Sie Ihre Gedanken hinter den Berg!«

Seine Worte assoziierten bei mir ein lustiges Wortspiel. ‚In Gedanken Berge versetzen‘ könnte doch auch heißen ‚In Gedanken sich hinter den Berg versetzen‘.

Und kaum dachte ich dies, stand mir, wie mir schien, eine tiefgreifende Erkenntnis vor Augen. Deren Logik lautete: Dann wäre es doch gar nicht nötig, physikalisch den Berg zu versetzen, sondern nur sich selbst. Raumschiff Enterprise: Scotty, beam me up!

»Dann also ist dieser Sadu dort vielleicht gar nicht hier, sondern irgendwo dort in der Ferne.«

»Ganz sicherlich ist er nicht dort mit seinen Gedanken, wo Sie ihn erreichen können.«

Der Captain lehnte sich zurück, indem er sitzend seine Arme hinter seinem Körper abstützte, sah in den azurblauen Himmel und sagte: »Normale Menschen müssen die Augen schließen und die Träume abwarten, bis sie können, was man durch Meditation für jeden Augenblick des Lebens erlernen kann.«

»Ich dachte immer, Meditation sei das Lenken von Gedanken.«

»Dann dachten Sie falsch«, belehrte mich der Captain. »Meditation ist die Kunst, seinen Gedanken zu folgen. Widerspruchslos.«

»Ach ja«, setzte er hinzu, »im übrigen auch körperlos.«

Das war denn nun doch ein wenig zu viel für mich, zumal mir die Hitze, die nun mit Macht mir die Schweißperlen auf die Stirn trieb, eine lethargische Müdigkeit hervorrief.

Ich versuchte verzweifelt, seine Aussagen zu sortieren. »Also wenn ich Gedanken in der Meditation folgen soll, heißt dies, dass ich, während ich sonst normalerweise wach bin, es nicht tue. Damit wären die Gedanken meiner nicht Herr, ich – wie jeder andere auch – also kein rationaler, der Logik meines Denkens folgender Mensch. Und körperlos zu folgen heißt doch die Grenzen der Physik, der mein Körper ausgesetzt ist, zu überwinden. Was wiederum ein Widerspruch zu allen Erkenntnissen wäre, denn in

diesem Universum herrschen nun einmal physikalische Gesetze, die es dem Körper nicht möglich machen, in null Zeitdifferenz beliebig den Ort zu wechseln. – –Irgend etwas an Ihren Aussagen war eben falsch« schlußfolgerte ich.

»Fragen Sie den Sadu!« forderte mich der Captain auf. Ein frommer Wunsch: In welcher Sprache hätte ich es tun sollen?

Ich versuchte es, irgendwie schien die Hitze allmählich eine geradezu wohligh einschläfernde Wirkung auf mich auszuüben, durch eigene Gedanken. »Wenn ich nicht meinen Gedanken folgen soll, kann ich auch keinem Sinn folgen. Denn ein Sinn, ein Zweck, ein Ziel oder ein Ideal besteht immer aus Gedachtem. Ohne Denken hat das Leben keinen Sinn.«

»Vorausgesetzt, Sie geben diesem Satz keinen Doppelsinn« konterte der Captain blitzschnell.

»Welchen Sinn soll denn das Leben auch schon haben?« fragte er mich dann.

»Fragen Sie den Sadu!« freute ich mich, ihm gewissermaßen mit einer Retourkutsche heimzahlen zu können.

»Warum nicht Sie?«

»Weil ich kein Sadu bin.«

»Ach ja, Sie meinen, solch einfache Fragen nicht beantworten oder sich vor der Antwort drücken zu können?« schaute mich nun der Captain herausfordernd an.

Ich bemühte mich, mit unfreiwilliger Komik, ebenfalls im Schneidersitz Platz zu nehmen, die Handflächen im Schoß nach oben zeigend aufeinander legend, den Oberkörper in eine dem Ungeübten möglichen geraden Haltung zu drückten, öffnete weit die Augen, schaute bedeutungsvoll in die Ferne - und verharrte regungslos.

Der Captain sage kein Wort. Mir schien, als ob auch der Rest der Welt schweigen und nun auf mich starren würde. Ich blieb so reungslos sitzen, wie es mir möglich war und nach einer Weile – schon hatte ich ein klares Zeitgefühl verloren – merkte ich eine angenehme Entspannung in meinem Körper aufsteigen. ‚Gar nicht so übel‘ dachte ich bei mir selbst um alsbald darauf bewusst wahrzunehmen, wie alle meine Gedanken sich darauf konzentrierten, wie albern es sei, dass ich als exotischer Europäer nun hier in der indischen Wüste in meditativer Haltung verharrte.

Aber wieso beschäftigten sich meine Gedanken überhaupt mit dem, was ich tat – und wieso tat ich nicht, was mir meine Gedanken befahlen. Befahlen Sie mir überhaupt irgend etwas? Eher nicht. Eher wunderten sich meine Gedanken über sich selbst, so, als wären sie eine zweite, nicht zu mir gehörende Person.

Wenn die Gedanken aber solcher Art wären, dann könnten sie ja wirklich ein Eigenleben führen, in Realität so etwas wie ein zweites Ich sein – getrennt von meinem Körper. Aber nein, eben dies doch nicht, denn wo, wenn nicht in meinem Gehirn, also in meinem Körper, sollten sie existieren? Denn schließlich sind Gedanken nichts Materiefreies, sondern schlicht und ergreifend das Ergebnis eines physikalisch-chemischen Vorgangs in einem Teil des Körpers, den wir Gehirn nennen.

Wenn aber Gedanken Chemie oder Physik oder beides zusammen sind, dann wäre es ja auch der Sinn, den sie als Ergebnis eines Denkprozesses vorgaukelten – und damit letztendlich auch der Sinn des Lebens, soweit wir Menschen mit unseren Gedanken fähig sind, uns einen solchen zu denken oder vorzustellen.

Ich setze mit sonorer Stimme an: »Der Sinn de Lebens ist die Aufrechterhaltung eines biologischen Systems. Und damit ist des Menschen Lebenssinn gleich oder ähnlich dem jeglichen Lebens auf der Welt.«

Der Captain erwiderte mit fast unhörbar leiser, ruhiger Stimme.
»Sie lernen erstaunlich schnell, zu meditieren. Ich danke Ihnen für diese Unterweisung.«

Das brachte mich ruckartig in die vermeintliche Meditation meines nun schweißtriefenden, muskelverspannten Körpers zurück und ich ließ mich erschöpft auf den Rücken sinken. »Das ist nicht nett, einen bratenden Europäer bei seinem ersten Meditationsausflug in die Wüste dermaßen auf den Arm zu nehmen.«

»Sie haben mich missverstanden. Ich meine es vollkommen ernst. Natürlich ist der Sinn des Lebens nichts anderes als jedes andere Leben auch ist: eine Energieverteilung.«

»Eine was?«

»Eine temporäre Energiekonzentration. Nehmen Sie einen Urwald. Ein absolut perfektes sich selbst erhaltendes System, das unentwegt Leben schöpft, weil anderes unentwegt stirbt und angeblich verfault. Tut es aber nicht. Es wandelt sich nur in andere Materieform und damit andere Energieform um. Um erneut zu dem zu werden, was es zuvor war. Und gleiches geschieht in wesentlich größerem Maßstab mit dem für uns sichtbaren oder messbaren Universum. Kein Quantum Energie geht verloren, ganz gleich, in welcher Form von Sonnen, Planeten, planetarischen Staubwolken, schwarzen Löchern oder Antimaterie es sich zusammenballt, ausweitet oder wieder verdichtet. Nicht anderes als Energieimpulse, die dem Idealbild des Gottes Shiva gleichen: Zerstörer und Schöpfer in einer Person, zur gleichen Zeit, am selben Ort. Das ist Leben.«

»Könnte denn Meditation so etwas wie Energieumverteilung sein?« überlegte ich laut.

»Bevor ich Ihnen dies sage, müssten Sie vielleicht doch einmal den Sadu etwas fragen. Zum Beispiel, was Energie ist.«

Ich wollte dem Captain beweisen, dass er mir alles andere als gute Ratschläge gab. Ich stand auf, bewegte mich langsam auf den Sadu

zu, blieb einige Schritte seitlich von ihm stehen, wartete eine Weile, in der er weder seine Körperhaltung wechselte noch mich mit den Augen ansah, setzte mich dann mit angezogenen Knien, die Arme vor den Beinen verschränkt, vor ihm nieder und sah ihn an. Plötzlich hörte ich ihn in perfektem englisch sagen: »I believe, You have any question.«

Ich hätte mein eigenes völlig verdattertes Gesicht sehen mögen. Mit geradezu ängstlich aufgerissenen Augen sah ich ihn an. Alles hätte ich erwartet, nur keine Konversation in einer mir verständlichen Sprache. Und es hätte nicht viel gefehlt, ich hätte das Mindeste vergessen, ihm zu antworten.

»Yes. It might be a stupid or a simple question - or a wrong one« begann ich leise, wobei ich bemerkte, dass er nun den Blick mir zuwandte und mich mit klaren, hellen, freundlichen, offenen, braunen Augen ansah. »Is human life something like energy. Is it a part of the energy of this world - or this universe?!«

Langsam wandte er seinen Blick wieder von mir ab – und schwieg. Ich war stark verunsichert, dachte, ihn mit dieser Frage nun beleidigt zu haben, zu Wirres für einen so weisen Mann gefragt zu haben und deshalb keines Blickes mehr würdig zu sein. Fast schon, als ich enttäuscht aufstehen wollte, sprach er mit klarer, fester Stimme. »Look this clouds above the hills.« In der Ferne im fahlblauen Horizont quollen einige weiße Cumuluswolken auf. »This is energy!« Und er schweig wieder.

Ich war enttäuscht. Bitter enttäuscht über die mit diesem einen Satz völlig ergebnislos gemachte Diskussion mit dem Captain und die Frage an den Sadu, zu der ich den Mut gehabt hatte. Ich wollte aufstehen. Der Sadu schien dies zu spüren und blickte mich erneut, diesmal schnell und sehr direkt an.

»Also Your body is energy, like this clouds«, sagte er und setzte hinzu »But that clouds can't decide where they want to go. They are blown from and with the wind. But life - that is the wind itself. And You - You are the master of the energy.«

Mit einem freundlichen Lächeln beendete er von sich aus das Gespräch, indem er zu seiner Meditationshaltung zurückkehrte. Ich nickte ihm zu, aus Dank, stand auf - mit dem üblichen Zweifel, ob man nun für seine Freundlichkeit ein paar Münzen hinterlassen sollte, denn schließlich konnte er zwar an der frischen Luft, aber nicht von der Luft leben - und kehrte zum Captain zurück.

Er sah mich erwartungsvoll an. »Nun, wissen Sie jetzt, was Energie ist und ob Sie nun ein Energiebündel sind?«

»Mehr als das!« strahlte ich fröhlich zurück, ich weiß jetzt sogar, dass ich mich nicht länger der Energie der Sonne aussetzen soll, sondern die Energie eines frischen Biers zu mir nehmen soll.

»Meditieren Sie sich doch eins!« frotzelte der Captain.

»In Ordnung« erwiderte ich. »Ich nehme solange den Jeep und Sie meditieren sich ins Hotel zurück. Wir sehen uns an der Bar!« Ich ging ohne mich umzudrehen, gespannt, ob er mir folgend würde. »Bloß keine Energieverschwendung!« schwang sich der Captain in den Wagen. Die Sonne funkelte wie ein Kristall. Man konnte durch sie hindurchsehen.

Entscheidungen

Vernunft und Weitblick galten den meisten Forschern auf der Suche nach dem Wesen des Menschen als jenes Kriterium, welches die so benannte Krone der Schöpfung vom Tier zu unterscheiden vermochte. Sie hatten übersehen, dass Menschen aus höchst eigennützigen Gründen so weitblickend geworden waren: um den jeweils anderen zu überleben, indem sie glaubten jedem anderen überlegen zu sein.

Wir kamen auf unseren Wanderungen über die Hügel, die das Tal umgaben, an einen Pass, der schon von weitem durch einen mächtigen Baum gekennzeichnet war.

Nach einem beschwerlichen Aufstieg über steile, steinige Stolperpfade lud uns sein Schatten zu einer Pause ein. Wenige Minuten später kam ein Mann und setzte sich nicht weit von uns ebenfalls in die Kühle des winddurchfluteten Schattens.

Der Captain und ich waren wieder in Gespräche vertieft und nur nebenbei bemerkten wir, dass eine Reihe von Nepali auf dem Weg von und zu ihren Bergdörfern diese Stelle als beliebten Rastplatz, vielleicht auch Treffpunkt benutzten.

Da deren Unterhaltungen oft laut, gesten- und wortreich war, wurde uns erst sehr spät bewusst, dass sich da plötzlich ein heftiger Streit unter ihnen entwickelt hatte. Denn erst das schrille, kreischende Flehen einer Frau lenkte unsere Aufmerksamkeit abrupt auf diese Szene.

Der Mann, der sich kurz nach uns unter den Baum gesetzt hatte, saß nun wie ein Pascha mit unbewegter Mine und wortlos auf einem Bündel Holz, das offensichtlich die weinende Frau zu Tal

transportieren wollte. Sie dreht nervös einen Hanfgurt zwischen den Händen und redete erregt auf den Mann ein.

Andere Frauen, ohne Holzbündel, hockten in einiger Entfernung um die beiden und schienen der Wortführerin argumentative Schützenhilfe zu geben.

Wir waren uns sofort im klaren, was sich da abspielte. Der Mann war ein Angestellter der Regierung, eine Art Forstwächter. Die Frauen hatten Holz aus den Staatsforsten genommen, in Scheite gespalten und wollten es nun in der Stadt als Brennholz verkaufen.

Für diese Frauen bedeutete es nicht selten die einzige Einnahmequelle, oft überlebenswichtig, um neben dem Selbstangebauten noch etwas Geld zu haben für ihr karges Leben. Denn Medizin, Salz oder Kleidung, der ‚Luxus‘ eines Stückchens Seife ist auch in Nepal nur gegen bare Münze zu erhalten.

Die paar Holzscheite wären sicher auch nicht des Streites wert gewesen – wenn es bei ein paar Holzstücken bliebe. Doch Tag für Tag schlugen hunderte von Menschen das Holz, das sich selbst angepflanzt hatte oder in mühsamen Aufforstungen gezogen wurde, um es den Städtern als Brennmaterial anzubieten.

Die Problematik war folgenreich. Der Bedarf an Feuerholz ist weit größer als das Holzaufkommen, also das Nachwachsen von Büschen und Bäumen. Mit den Wäldern wird Raubbau betrieben. Sie schrumpfen schneller, als Büsche und Bäume forstwirtschaftlich gepflanzt werden können. Die Folgen sind bekannt: Erosionen, Erdbeben und Überschwemmungen, Unfruchtbarkeit des Bodens, Verringerung des Artenreichtums bei Pflanzen und Tieren, Zusammenbruch des Ökosystems, Hunger.

Ohne Holzklau: auch Hunger.

Perfekter kann ein Teufelskreis nicht sein.

Das Pech dieser Frau – in ihren Augen – war, erwischt worden zu sein. Die anderen hatten wohl noch rechtzeitig ihre Bündel ver-

stecken können. Nun also sah sie sich um den Lohn ihrer mühsamen Arbeit betrogen – und aller Hoffnung auf einen kargen Zugewinn beraubt.

Ihr Bitten, Betteln, Flehen wurde eindringlicher. Der Kummer, das Schwinden aller Hoffnung stand ihr im Gesicht geschrieben. Für sie, die, aus welchen Gründen auch immer, das Geld bitterlich nötig brauchte, brach eine Welt zusammen. Mit der Zeit wurde aus ihrem Betteln mit Worten nur noch Weinen, hilfloses Heulen, seelentiefes Schluchzen.

Wir beide starteten wie gebannt auf die Szene. Der Frau galt gefühlsmäßig unsere Sympathie und Mitleid. Wir wollten ihr geradezu helfen. Doch erstens wäre es wenig ratsam, sich als Ausländer einzumischen und zweitens – die Frau war, der Vernunft und Sache nach, im Unrecht.

Doch dagegen stand: aus Armut zum Dieb werden – ist das Diebstahl? Aus Verzweiflung den Ast abzusägen, auf dem man sitzt – geschah dies hier zum ersten Mal?

Die Frau wandte sich mehrmals ab, tränenüberströmt, sprach erneut mit leiser, hoffnungsloser Stimme den Mann an, der nur kurze Antworten gab und energische, abweisende Handbewegungen machte. Dann, urplötzlich, wechselte ein Geldstück den Besitzer: die Frau gab es dem Mann. Strafe oder Bestechungsgeld, das blieb uns beiden völlig unklar. Jedenfalls erhob sich der Holzzöllner nun vom Bündel, die Frau schnappte es sich und so schnell es ihr möglich war, lief sie fort. Die anderen Frauen folgten ihr langsamer und mit Abstand.

Eine kurze Weile später sahen wir sie weit unter uns auf einem offenen Wegstück, das talabwärts führt – nun alle mit Holzbündeln auf dem Rücken, in der typisch nepalesischen Art mit einem Stirnband schleppend und alle wieselflink laufend. Offensichtlich hatten sie sich seitlich in den steilen buschgeschützten Hängen an dem Aufpasser vorbeigemogelt.

Ich empfand abgrundtiefe Ratlosigkeit. »Wir Westler haben ja nun wirklich alle Informationsmöglichkeiten, alle organisatorischen und technischen Voraussetzungen, um uns vor dem Ausverkauf des Öls beispielsweise abkoppeln zu können und schaffen es nicht. Wie soll diese Frau, ohne Bildung, ohne Vorbild, ohne Hilfe, ohne Hoffnung, ohne Wissen um die Zusammenhänge denn begreifen können, dass sie etwas falsch gemacht hat. Aufpasser hin, Strafe her, wie soll diese Frau wissen, dass es schlecht ist, Holz zu nehmen?

Wir feilschen aus Spaß im Basar um fünf Rupies, nicht mal eine Mark und trinken anschließend auch aus Spaß ein Bier für 40 Rupies. Und genau diese 5 Rupies muss sich eine solche Frau mit dem ganzen Leid eines harten Lebens wie ein Dieb erkaufen. Welche Chance hat sie denn sonst, hier, abseits aller Hilfe?«

Irgendwie war mir hundsgemein elend zumute. Ich hätte so gerne helfen wollen und wußte wirklich nicht, wie.

»Welche Hilfe hat denn ein Tier, wenn es gejagt wird?«, fragte mich der Captain.

Ich war geradezu schockiert. »Sie wollen doch diese Frau nicht mit einem Tier vergleichen?« erwiderte ich empört.

»Nein, keineswegs. Nur auf das aufmerksam machen, was uns die Natur als Hilfe mitgegeben hat. Da ihr, wie sie sagen, menschliche Hilfe versagt bleibt, kann ihr doch nur die Natur als Ganzes helfen, oder? Und welches banale Wort fällt Ihnen für das Überleben der Natur ein?«

Er sah mich eindringlich an. Ich schaute eine Weile in die Ferne, so, als ob ich etwas suchen würde, weil ich wußte, dass er ja so recht hatte – und ich es nicht wahrhaben wollte. Dann blickte ich ihm in die Augen und sagte: »Anpassung. Nimm's wie es ist. Friss oder stirb. Jäger oder Gejagter. Lerne aus den Fehlern anderer.«

»Tun wir doch nicht so, als wäre dies alles grausam und unmenslich. Oder wissen Sie etwas besseres? Für alle. Für alle Fälle,

alle Beteiligten und alle Zeiten. Wollen Sie klüger sein als die Natur?«

Ich schwieg. Betroffen, zornig, hilflos. Er lenkte ein. »Schauen Sie sich dieses Tal an. Strahlt es nicht Frieden, Heiterkeit und Harmonie aus. Weil die Menschen sich in ihren Handlungen der Natur und deren Möglichkeiten an diesem Ort angepaßt haben. Auch wenn es von der Menschen Arbeit umgestaltet wurde – oder gerade deshalb: es erscheint einem wie eine heile Welt im positiven Sinne des Wortes.

Anschließend gehen Sie hinab und schauen Sie sich aus der Nähe die Arbeit des Einzelnen an. Sie mit ihrem westlichen vollautomatischen Knopfdruckdenken, servicebelullt, strom-ist-überall-Mentalität. Sie werden es hart, erbarmungslos, mühselig, ja unwürdig finden. Welches der beiden Urteile gilt denn nun – die Harmonie des Gesamtbildes oder die Belastung des Einzelnen?«

»Das klingt so, als ob der Einzelne nichts wert wäre«, lehnte ich mich noch einmal auf.

»O doch. Er ist das Wertvollste, was es gibt. Nur, und das vergessen Sie bitte nicht, von diesem Wertvollen haben wir über 7 Milliarden Stück. Ich frage mich, ob man sieben Milliarden Einzelwünsche auf dieser Erde unterbringen kann.«

»Das klassische Filmthema« entfuhr es mir. »Das Rettungsboot hat 100 Mann an Bord, faßt aber nur 50. Und nun muss entschieden werden, ob alle kentern sollen oder die Hälfte geopfert werden muss.«

»Und wie würden Sie das Drehbuch zu Ende schreiben?« sah mich der Captain forschend an.

Ich machte es mir leicht: »Bin ich der liebe Gott?« gab ich ganz einfach zurück.

»Na, dann überlegen Sie doch einmal, ob der nicht vielleicht schon das Drehbuch längst fertig hat.«

»Meinen Sie die Bibel?«

»Sie nehmen das Wort Gott zu eng«, sagte er schmunzelnd.

Ich prustete neben ihm weiter den steilen Weg bergan.

»Und was ist sein Drehbuch?, was steht da drin?«

Der Captain liess sich Zeit mit seiner Antwort. Aus einem unheimlich massiv brutalem Grunde. Nach zwei-, dreihundert Meter Weg erreichten wir eine Wegbiegung, an der eine Felsnase eine kleine Plattform ermöglichte, die wie eine Aussichtskanzel benutzt werden konnte. Wir konnten über das Tal schauen. Wenige Hundert Meter von uns entfernt der Fluss Bagmati, am anderen Ufer, durch Treppen mit diesem verbunden, ein Hindu-Tempel. Auf dessen terrassierten Aufbauten waren Holzstapel geschichtet, aus denen dichter, weißer Rauch und an anderen durchaus lodernde Flammen drangen. Ein gespenstiges Szenario. Der Captain blickte ebenso fasziniert auf diese Bühne echter, zelebrierter, ernst gemeinter Religiosität wie auch mein Blick davon gefangen gehalten wurde. – Ich weiß nicht, wie lange wir weilten, als er sagte: „Das Drehbuch!“

Ich wandte nicht meinen Kopf, ich blieb schweigend harrend.

Leise dann die Worte „Sie verbrennen die Toten. Sie verabschieden sie von dieser Welt. Die Asche wird in den Fluss geworfen. Nur kurze Zeit später werden sie Verstorbenen so sein, als hätte es sie nie gegeben.“

Wir standen noch lange. Lange; sehr sehr lange. Wir bemerkten kaum, dass die Dunkelheit bewirkte, als hätte es den Tag nie gegeben.

Wahrheit

Zeit ist jener Zustand, der Vergangenes vergessen und Zukünftiges unbedacht lässt. Zeit ist aber auch jene Distanz, die zu überwinden mehr Mühe kostet, als das Ziel zur Belohnung verheißt.

Wie hoch sind wir eigentlich«, fragte ich den Captain, schon um das Schweigen zu brechen, das sich seit einer geraumen Weile wie lästiger Dunst durch die Kanzel zog.

»Woher soll ich es wissen?« gab er zurück. Nicht böse oder arrogant. Eher erstaunt. Was wiederum mich erstaunte.

»Na, eines Ihrer vielen herrlichen Instrumente wird doch sicherlich den Abstand zur guten alten Erde angeben.« Um Fachkenntnis zu zeigen, setzte ich hinzu: »In Fuß.« Und: »Obwohl dort die Menschen auf immer größerem leben, was auch ihren Abstand vergrößert.« Diese Bemerkung sollte, so hoffte ich, zu mindestens schlagfertig klingen und von den anderen Zuhörenden im Cockpit als besonders geistreich empfunden werden.

Der Captain neigte ein wenig den Kopf zur Seite und murmelte dann beiläufig: »36.000 über Grund. Obwohl das nur ein angenommener Wert ist.«

»Ist das Ding denn nicht genau?«

»Ich meine, das mit dem Grund ist eine Annahme. Nur damit man auf Höhe kommt.«

Meine ausbleibende Antwort veranlaßte ihn zu weiteren Erklärungen.

»Denn wenn wir über Meer fliegen, sagen wir ja auch ‚über Grund‘, obwohl der dann wohl ein wenig tiefer liegt. Und außerdem sind sich die Geologen längst darüber einig, dass die Erdkruste insgesamt als relativ dünne Schale auf einem flüssigen Inneren schwimmt. Von ‚Grund‘ zu reden, ist also ein wenig vorschnell.«

Aha. Er wollte also wieder die Logik ad absurdum führen. Was mich zu einer Gegenantwort reizte.

»Die ganze Messung funktioniert doch auch nur, wenn man vom Flugzeugschwerpunkt eine fiktive Linie zum Erdmittelpunkt zieht. Denn ab einer gewissen Höhe und einem geneigten Steigwinkel zeigt der Bauch des Flugzeuges in den Weltraum. Es fliegt also gar nicht immer über Grund. Dies übrigens auch, wenn eine steile Kurve geflogen wird mit starker Schräglage. Also ist die Höhenlinie identisch mit der Fallinie und keineswegs an die Form des Flugkörpers gebunden. Wer hätte das gedacht, dass Schwerkraft und Entfernung identisch sind.«

Zugegeben, dies war ein wenig arg technisch formuliert, aber ich hatte es auch nur mehr oder weniger vor mich hin gemurmelt.

»Immerhin haben Sie,« murmelte der Captain genauso leise zurück, »begriffen, dass alle Distanzen rein theoretischer Natur sind.«

»Nicht ganz!« Mein Widersinn hatte sich geregt. »Wenn Sie die Entfernung zum nächsten Landeplatz unterschätzen, fallen Sie wegen Treibstoffmangel ganz praktisch vom Himmel.«

»Welchem Himmel?« Offensichtlich setzte er zur Retourkutsche an. »Über uns ist das, was Sie Himmel nennen. Aber unter uns auch. Nun gut, ein bißchen Erdkugel schiebt sich dazwischen. Aber den Himmel verlassen können wir eigentlich gar nicht.«

»Interessant: den Himmel zu verlassen oder die Erde zu betreten, ist das Gleiche.« Ich schmunzelte. »Aber wenn man es mit einem

treibstoffarmen Flugzeug macht, ist es dennoch der Eintritt in eine andere Welt.«

»Wahrscheinlich werden die lieben Engelchen im Himmel auch nicht gerade erfreut sein, dass die Erde bei ihrem Sausen um die Sonne dauernd durch ihr Wohnzimmer schwirrt.«

Ich vermutete, dass dieser Scherz so viel wie ‚Ende der Debatte‘ heißen sollte und hing wieder meinen Gedanken nach.

Mein Blick schweifte hinaus durch das Cockpitfenster. In weitem Abstand zogen sich Kumulifronten hin, wie immer an Berge erinnernd. Wenn man die Augen ein wenig schloß und nicht allzu genau hinsah, unterschied sich der Anblick durch nichts von einem Gebirgspanorama. Himmel und Erde – was unterschied sie wirklich? Und was waren eigentlich noch Unterschiede auf dieser Erde, wenn man sie aus einer anderen, höheren Sicht betrachtete. Ich schaute nach unten. Und war erstaunt. Sogar erschrocken.

Denn die Wüste, auf die ich schaute, unterschied sich nicht von Wasser. Aus 36.000 Fuß Höhe, in der Sandwüste Arabiens, die sich seit einer Weile unter uns weggeschoben hatte, flirrten die Sanddünen als gelblichbraune Wellenkämme zu uns hinauf. Die vereinzelt Gebirge waren schwarze Felsenspitzen im Sandmeer. Inseln. Klippen.

Gegen den Ozean hin lief die Sandfläche in flache Platten aus. Irgendeiner musste da wohl – nur so, damit es wirklich wie auf dem Schulatlas aussieht – eine dünne weiße Linie gezogen haben, die abrupt zur neuen Wüstenfarbe überleitete: Blau. Kräuselblau.

Komisch, wenn man vom Strand in's Meer hüpf, urlaubsfreudig, sonnejauchzend, dann sind schon ein Meter hohe Wellen und ihre Brandung geradezu ein Meridenschlund gurgelnder Gischt.

Von oben, weit über dem Wellenbrausen, verschmilzt der nervenlabende Wellenrhythmus zu einem einzigen, beständigen Weißsaum. Und wenn dann die weiße Gischt über den Strand zischt, krebsjagend, sandburgenstürmend, fußspurenglättend, dann

macht sich das vom Himmelfenster als weißer Wasserteppichrand aus, der ebenso glatt liegt, wie die Fransen am Perser im nicht benutzten Wohnzimmer.

Wir hatten uns eine Weile über Belanglosigkeiten unterhalten, als eine rote Warnlampe zugleich mit einem schmerzhaften Alarmton unsere Plauderei zerschnitt.

»Merde«, war der etwas unseriöse Kommentar des Captains, bevor er an allerlei Knöpfen herumfummelte – wie es schien. Mir war schon bewusst, dass er irgendwelche Notprozeduren nun traumhaft sicher abspulte.

Ich fragte mich, die Kühllheit der Handlung als Oberfläche betrachtend, ob er denn wohl nicht in seinem Inneren ebensolchen Blutdruckanstieg haben mochte wie unsereiner bei einer abrupten Bremsung im Autobahnstau.

Nach einer gewissen Weile – im Cockpit war wieder routinierte Stille eingekehrt – erklärte er mir, ungewohnt beredt, dass eines der drei unabhängig voneinander funktionierenden Navigationssysteme ausgefallen sei und nun sicherheitshalber ein paar zusätzliche Kursbestimmungen vorgenommen worden seien.

»Das haben Sie nun von der dummen Angewohnheit, an der magischen Zahl drei festzuhalten«, sagte ich, um von der Technik abzulenken.

Mir war schon jeher dieses Dreier-Symptom ein Argwohn, weil es die dumpfe Denkfaulheit symbolisierte. Dreieinigkeit, Dreifaltigkeit, Trinität; im Christentum wie bei den Hindus.

Faktum war: drei Kompassse können sich gegenseitig kontrollieren. Wenn man Glück hat, zeigen sie alle das gleiche Resultat. Was ausschließlich für eine funktionelle Gleichheit spricht. Der Mensch, flugzeugbauend, steinzeitfühlend, unterstellt stillschweigend, dass dreimal gleiche Resultate auch dreimal richtig bedeuten. Eine Trinität kann nicht irren. Warum nicht, ist noch nie logisch erklärt, geschweige denn bewiesen worden.

»Wenn nur oft genug eine Lüge wiederholt wird, so wird sie zur Wahrheit«. Wenn ich diesen Spruch nicht bei irgendeinem ollen Chinesen gelesen hatte, so wollte ich ihn zu mindestens für mich selbst in die Fortsetzung konfuzianischer Gedanken einreihen.

Drei Kompassse können natürlich immer eine Wahrheit bilden. Per simpler Abstimmung: Zwei zu eins. Der Mensch, demokratiegedrillt, in Wirklichkeit einzelkämpfend, denkt auch in technischen Dingen basisdemokratisch.

Zwei Kompassse sind richtiger als einer.

Womit man sieht, wie leicht es auch einem Fehler möglich ist, überhand zu gewinnen.

Er muss nicht alles beherrschen. Nur die Mehrheit. Wenn aber von drei Kompasssen einer ausfällt, so bricht die ganze Wahrheitsdemokratie zusammen.

Patt. Remis. Unentschieden. Eins zu eins.

Wenn man keinem der beiden zutraut, absolut korrekt und fehlerfrei zu sein, wieso war dann die doppelte Unzulässigkeit im Dreierkampf plötzlich Garant der Richtigkeit? Seltsame Ingenieur-Logik!

»Hätten Sie mehr als nur magische drei von diesen Dingen eingebaut, könnten sie sich die Alternativ-Prozeduren ersparen«, ließ ich den Captain an meinen Gedanken teilhaben.

Er schien meine Anspielung verstanden zu haben und erwiderte: »O.k., demnächst baue ich sieben ein.«

,Gut', dachte ich und begann zu rechnen. Sieben zu null. Sechs zu eins. Fünf zu zwei. Vier zu drei. Doppelt so viele Mehrheiten als beim Dreiersystem. Und auch noch schön abgestuft. Die Anzahl der teilhabenden Kompassse verzweikommadreifacht, die Richtigkeit nach Mehrheitsverhältnissen verdreifacht. Das gab zu denken.

Also: Kompass vertausendfacht, Richtigkeit unumstößlich? Ich beschloß, ab sofort der Mathematik nicht mehr zu trauen.

Vorerst ließ ich mich auf einen stockenden, aber spannender werdenden Dialog ein und führte den Gedanken fort.

»Sieben ist zu christlich. Wegen der Wochentage. Neun wäre besser, hinduistisch gesehen.«

Er reagierte, wie ich es erwartet hatte: »Nehmen Sie siebzehn, das ist die kabbalistische Zahl für die Wahrheit. Nur hat die Kabbalah einen entscheidenden Nachteil. Durch die Art der Rechenweise kommen bestimmte Zahlen häufiger vor. Was dafür spricht, dass auch die Bedeutungen, die den seltenen Zahlen zugeordnet sind, es nicht oder nur selten geben kann. Und schließlich können Sie fast jede, nein, jede Zahl auf eine der neun Grundzahlen zurückführen. Weil es eben die Grundzahlen sind, kommen sie überall vor. Wer will, kann dann ihr Vorkommen in Bibelstellen, Bergrücken oder Blumenkelchblättern messen. Was beweist, dass es mehr des Menschen Wunsch ist, es so sehen zu wollen, als ein System, welches die Häufigkeit von Erscheinungen bestimmt.«

Die Maschine lag wie das sprichwörtliche Brett in der Luft. Unter uns zog eine Schafsherde dahin. Eine Kompanie Schäfchenwolken. Fast noch kitschiger als die Wattetupfer in amerikanisierten Weihnachtsbäumen bauschten sie flauschige Nebelfetzen zu eigenwilligen Kugelhaufen.

Horizontfüllend hatten sie sich aufgereiht, den Abstand zueinander gleichmäßig wählend.

Vielleicht waren sie so etwas wie die unbegreifliche Physik des fast materielosen Raumes zwischen den Sternen und Galaxien im Universum.

Selbst dort, wo die Atome unvorstellbare Weiten von mehreren Kilometern auseinander treiben – wer würde da noch wagen, von einer ‚Masse‘ zu sprechen – verhielten sie sich mit ihren Kräften wie ein Stein, auf den wir mit der Faust hauen: undurchdringlich.

Vorausgesetzt, die Atome, die durch die unendlichen Weiten der Leere schlüpfen wollten, waren auch auf Kilometer von einander entfernt.

Ich überlegte mir, was wohl passieren würde, wenn nun eine einzelne Wolke von der See aufsteigend durch diese Schäfchen-Armada gen oben wollte. Gleich darauf meldete sich doch meine eigene Logik mit einem innerlichen gequälten ‚aah‘, was andeutete, dass ich soeben mit dem Kopf vor die Wand der Unlogik gelaufen war.

Natürlich konnte auf diese Art und Weise keine Wolke höher aufsteigen, denn zur Wolkenbildung gehören immer zwei Dinge: genügend Wasserdampf und der Kondensationspunkt. Und der lag je nach Lufttemperatur in unterschiedlicher Höhe. Genau an seiner metergenauen Grenzlinie platten sich die Bäuche der Cumuluswolken zu messerscharf geschnittenen Wolkenhälften. Wie ein durchgeschnittener Krapfen aus der Bäckerei.

Nur wenn genügend Wärme und Wasserdunst von unten hochsteigt, ballen sich die Wolken nach oben zu immer himmelfüllenderen Türmen auf, bis sie in großer Höhe wieder von den dort herrschenden Stürmen zerfetzt werden.

Da kann es schon passieren, dass Gewittertürme in arge Schräglagen kommen, weil die Winde an ihrem Fuße weder Stärke noch Richtung des Luftstromes an ihrem Kilometer höherem Kopf teilen.

So aber bot sich ein Bild meditativer Beschaulichkeit: die Sonne im dunklen Stratoblau als gleißender Feuersprüher. Man meinte die Ströme aus Wärme und Licht laut zischen zu hören, wie sie vor allem an den Cockpitfenstern zu strahlenden Spektralkränzen, -Linien und Schleiern zerspritzten. Tausende von winzigen, mikroskopisch kleinen Unebenheiten oder Kratzer am Glas summierten sich zu einem glitzernden Lichtschleier, durch dessen Diffusion das Bild eine milde Weichheit bekam.

Zwischen dem Lichtweiß der Minicumuli, deren Schattenhöfe und Kerben dem zu Luftleichte aufgebauchten Wolkenberg das Aussehen eines schnee- und eisbedeckten Berggipfels gaben, drang das Ozeanblau aus der Tiefe ungebrochen zu uns herauf. Der Schrägstand der Sonne warf ein samtenes Blau auf die Wasseroberfläche, so dass die dunklen Stellen auf dem Meer, Schatten der Wolken, fast wie Inseln erschienen.

Nur der Horizont, in quälender Langsamkeit sich näher schiebend, bot ein diffuses Bild. Wir sollten bald wissen, was es damit auf sich hatte.

Vorerst aber hingen wir immer noch der mathematischen Wahrheits-Logik nach. »Wie wär's denn mit null Kompassen?« fragte mich der Captain.

Ich witterte eine Falle. »Dann wäre aber auch nichts da, über das zu entscheiden wäre. Null Instrumente ergibt null Ergebnisse und damit null Wahrheit.«

Obwohl er mit dem Rücken zu mir saß, konnte ich förmlich sein Grinsen sehen. Durch seinen Kopf hindurch. »Null Wahrheit heißt, wenn ich mir erlauben darf, diesen etwas flapsigen Ausdruck in korrekte Worte zu übersetzen, doch wohl soviel wie ‚überhaupt keine Wahrheit‘. Wie aber können Sie die Wahrheit von Nichts feststellen, sofern Sie mir gestatten, einen nicht vorhandenen Kompass als ‚Nichts‘ zu bezeichnen?«

Ich hätte nun am liebsten Durchfall oder ähnliches vorgetäuscht, um mir einen Moment Denkpause zu verschaffen, hielt es aber für feige. Ich betrachtete erneut die Decke der Schäfchenwolken. Ihr fast regelmäßiges Muster ließ mich irgendwie nicht los, schien im Moment etwas zu bedeuten – doch es wollte mir nicht einfallen. Doch dann traf es mich fast wie ein Faustschlag. Natürlich! Die Antwort war so einfach, dass man ein Leben lang sie vor Augen sehen kann, ohne sie wirklich zu erkennen. Woran erkannte ich eigentlich, dass es sich um eine Wolke handelt? Doch wohl daran, dass sie endlich groß und von ‚keiner Wolke‘, nämlich wolken-

freier Luft umgeben war. Von Nicht-Wolken, von Nichts. Nur das Nichts formte das Etwas.

Was aber sollte da noch der Unterschied sein zwischen Nichts und Etwas?

Obwohl der Unterschied, wie mir nach wenigen Flugminuten klar wurde, besonders bei Wolken keineswegs theoretischer, sondern höchst ekelhafter Natur war. Denn wie sonst sollte einem ein Nichts den Magen umstülpen.

Oben

Nichts im Geschehen der Erde ist so beständig, ohne sich jemals zu wiederholen, wie das Wetter. In den Himmel zu schauen, heißt, das Wesen der Erde zu betrachten.

Wolken sind die Architekten und Baumeister der Welt. Ihr regelmäßiges Erscheinen oder ihr langes Fernbleiben entscheidet über das Geschehen auf der Erde.

Sie bescheren gnadenlosen Sonnenschein. Sie bringen lebensspendenden Regen. Oder ertränkende Fluten. Über die Zeiträume hinweg, in der die Natur sich gestaltet, prägen und bestimmen sie das Bild der Landschaften. Garten Eden oder Hölle. Steppe, Wüste und Leere oder Fluß, See, Regenwald. Blühen und Gedeihen, Verdorren und Versteinern.

In den Zeiträumen, in denen menschliche Erfahrung und Erinnerung geformt wird, bauen sie flüchtige Zeltstädte am Himmel, dunkle Zirkuskuppelbauten, Weltendächer, die vom Wind alsbald auseinander getrieben werden.

Ganz gleich, ob man an einem Strand, auf hohem Berge oder in einer flachen, horizontfüllenden Ebene sitzt, wandert, schaut: die Wolken prägen den Charakter der Empfindungen, lassen das Bild der Natur leben, bauen zusätzliche Gebirge, versperren die Sicht, lenken und färben das Licht, lasten bleigrau düster, drückend, engen ein, oder öffnen, ziehen himmlische Bahnen, brechen das Licht zu einem glühenden Funkeln.

Sie mache aus einem einfachen Sonnenauf- oder Untergang eine dramatische, abwechslungsreiche Inszenierung, sie geben jedem Morgen und jedem Abend eine andere Stimmung, sie lassen das Gemüt des Betrachters freundlich oder düster sein, kurzum: sie

sind die Regisseure des Augenblicks, die Schauspieler auf einer stets wechselnden Szenerie ohne Drehbuch und Spielplan.

Nichts ist so tot, öd, langweilig, leer wie ein Taghimmel ohne Wolken. Aber auch nichts ist so deprimierend, geisttötend, abstoßend wie ein Himmel mit einer geschlossenen Wolkenschicht. Eine häßliche, schmutzige, liederliche Decke, die das Land zu begraben droht und dem Meer keinen Raum zur Entfaltung gibt.

Doch beides sind seltene Extreme. Und so leben die Welt, die Landschaft, der Mensch mit dem ewigen Wechselspiel der Wolken, die von Leben, Lebendigkeit, vom Kreislauf der Kräfte, von der Beständigkeit der Veränderung künden, die bei uns für die kurze Zeit ihres Durchziehens Kunde von anderen Gegenden bringen und ständig Symbol und Hoffnung dafür sind, dass es für jede Reise noch Platz und Raum gibt, dass Verharren sich nicht lohnt, Wandern und Wechseln Kennzeichen des Lebens sind.

Farben, Formen, Fährten: Wolken bauen die Räume, in denen unsere rastlose Phantasie zur Ruhe gelangen kann.

Nichts auf der – nein, rings um die – Welt ist so den Augenblick bestimmend, wenn wir uns nicht gerade in blickdichten Räumen aufhalten, wie das Spiel der Wolken. Es ist das Wesen des Fliegens, so wie wir es heute technisch verwirklicht haben, in diesen Elementen zu Hause zu sein. Oder unter ihnen. Über ihnen. Und nicht selten eben mitten in ihnen.

»Stören Sie eigentlich die Wolken beim Fliegen?« hatten ich den Captain einmal gefragt, als wir über Stunden in Ruhe über die Weiten der Ozeane flogen. Seine Antwort war ein Monolog, und ich weiß nicht, ob er nur für mich gedacht oder nicht auch ein Selbstgespräch war.

»Technisch-funktional, ganz rational gesehen: Nein; das Rumpeln in ihnen ist nicht wirklich gefährlich. Zunächst jedenfalls. Solange sie gutmütiger Natur sind, und das sind die meisten, haben sie nur geringe Druckunterschiede zu den wolkenfreien Zonen, das Wack-

eln hält sich also in Grenzen. Und so sind für die Piloten die Wolken bei weitem nicht das, was sie für jemanden sein mögen, der aus dem Fenster der Passagierkabine schaut, nämlich ärgerliche Sichtsperrren. Aber es gibt auch verdammt feindliche Wolken. Die Gewittertürme. Die vor allem. Die Auf- und Abwinde in ihnen sind absolut ernst zu nehmen. Sie haben zerstörerische Kräfte. Kurioserweise ist bislang kaum, nur extrem selten, einmal ein Flugzeug in ihnen und mit ihnen abgestürzt. Aber Sie müssen fliegerisch vermieden werden. Denn auf einen Schlag mehrere hundert oder gar tausend Fuß hinaufkatapultiert oder fallengelassen zu werden, das verlangt uns allen alles ab, Material wie Maschine gleichermaßen. Da müssen wir robust sein ... - - aber, sagen Sie doch einmal,« wandte er sich an mich, »störet Sie Wasser?“

»Wasser?“ — »Wasser!“

Ich guckte verduzt, irritiert. Was hatte er jetzt wieder vor? Welche Denkfalle klappte er da vor mir auf?

»Warum sollte mich Wasser überhaupt stören« begann ich, eher ausweichend.

»Warum sollten mich Wolken stören?“

Ich legte eine stillschweigende Denkpause ein. Ja, warum hatte ich das wirklich gefragt? Vielleicht ...

»... vielleicht, weil Wolken eben so ein störendes Element am Himmel sind?!«

Ganz klar, meine Antwort war eine Frage. Und genau auf diese wusste er, könnte es anders sein, zu antworten: »Die Wolken sind kein störendes Element am Himmel, sie sind ein Element des Himmels. So wie Luft auch ein Element ist. Und so wie Wasser ein anderes ist. Beides zusammen ergibt eben eine Wolke. Und insofern, warum fragen Sie mich nicht, wieso mich am Himmel die Luft und das Wasser stören, das doch eigentlich nach Ihrer simplen Welt-Einteilung dann dem Boden zugerechnet werden muss.

Stimmt aber nicht. Wasser ist Himmel. Schon mal einen himmlischen Wasserfall gesehen?«

Fast hätte ich ‚nein‘ gesagt, als mich wieder einmal der Blitz der Erkenntnis durchzuckte und ich mir das breite Grinsen und die genüßlich zelebrierte Antwort nicht ersparen wollte. »Na klar, Starkregen, Wolkenbruch, Monsunschauer ...«.

»Bravo. Und, stört Sie das Wasser auf der Erde? Können Sie dem aus dem Weg gehen, immer und überall? Sind Sie nicht froh, dass Sie Regen erleben dürfen, denn ohne Regen könnten Sie nicht überleben, ohne Wasser wären Sie nicht lebendig. – Und Sie fragen mich, ob mich Wolken stören?«

Um dann sofort hinzuzusetzen: »Immer, wenn ich durch eine Wolke fliege, weiß ich, dass ich mitten im Leben bin. Mitten im wichtigsten der Welt, die uns am leben hält. Mitten in der Genialität der Natur. – Und glauben Sie mir, der bumpy flight in solch einer Lebendigkeit kann vergnüglich sein, wenn man weiß, mit wem man es zu tun hat.«

Das, mein, nun folgendes Schweigen war nicht frei von phantasievollen Purzelbäumen in meinem Kopf. Ja, wieso eigentlich mochte ich, wie viele, zunächst einmal den Regen nicht. Schlag aber beim Anblick üppiger Pflanzenwelten vor Begeisterung verbale Purzelbäume?! Wieso nennen wir Menschen Regen „schlechtes Wetter“, wo es ein so wichtigstes Element des Wetters ist, dass wir ohne den Regen buchstäblich das Verdorren und Verdursten zu erwarten haben? – Warum eigentlich, warum eigentlich verflucht noch mal, wollten wir wirklich Wesen und Wirken aller Natur immer nach gut und böse, richtig und falsch, nützlich oder zerstörerisch einteilen? Warum?

Der Vulkan, feuerspeiend-,todbringend‘ – auf seiner Lava wächst neues Leben! Die Überflutung, die vielleicht Menschen tötet, Vieh ertränkt, Bauten wegreißt und die Landschaft neu gestaltet. Nur, damit auf dem angeschwemmten Boden es wieder neu sprießt, wächst und gedeiht. Trotz vorherigem Tod. Das Erdbeben, die

Kontinentaldrift, die Tsunamis. Sie sind unser Menschen Feind, ja. Sie sind unser Menschen Lebensraum, ohne all das Vernichten wäre nie neues entstanden, gäbe es nicht die Vielfalt der Landschaften, in die wir uns längst überlebend und nicht selten auch gut lebend eingerichtet haben. Wir lieben sie, wir genießen sie, ja, wir fliegen ihretwegen mit Metallkisten durch die Luft, nur um andere Landschaften zu erleben. Mit ihrem Wetter, mit ihren Wolken. – Und wenn man dann in ihnen mit seinem Flugzeug wackelt, dann erscheinen sie uns plötzlich, als seien sie überflüssig, lästig, unser Ärgernis.

Was geht da in unserem Kopf vor, dass wir vergessen, wem wir unser Leben zu verdanken haben? – Mir entfuhr plötzlich ein nur für mich gedachter lauter Satz: „Ich glaube, es gibt vieles Gewölk. Nicht nur die Wolken.“

Der Captain liebte die Provokation. Wer wohl wüsste das inzwischen besser als ich. »Ich habe eine frohe, gute, phantastische Botschaft für Sie« rief er mir über die Schulter zu. Ich blickte auf. »In zweihundert Meilen durchfliegen wir eine Kaltfront.«

Ich konnte die Turbulenzen kaum erwarten, mir war der ruhige Flug ein Graus.

Monsoon

Die Welt als Ganzes befindet sich stets im Gleichgewicht. Was überhaupt nicht verhindert, dass sie voller Extreme ist.

Im Cockpit hatten sich die Flugmanagement-Ingenieure – wer wollte angesichts solcher Technik noch den profanen Ausdruck ‚Piloten‘ oder gar das Abenteuerer-Attribut ‚Flieger‘ verwenden – in allerlei Bücher und Listen vertieft und an den verschiedensten Schaltern und Knöpfen ihr Können ausprobiert und nun strahlten sie sich gegenseitig wie Lausbuben nach einem gelungenen Streich an.

Wenn mich mein Empfinden nicht täuschte, war ich soeben Zeuge eines individuellen Triumphes des menschlichen Erfindertums über die von ihm selbst geschaffene Technik geworden. Denn ich sah, wie nun wieder die Zahlen des Bordcomputers mit denen auf den Streckenkarten verglichen wurden und schloß daraus: Navigationssystem 3 wieder voll in Betrieb. Der vertrauensvollen Wahrheit einer technischen Mehrheit stand keine ungünstige Kombination mehr im Wege.

Just in diesem Moment legte sich die Maschine, ohne dass einer der Avionauten seine wirbelsäulenschädigende Insichgesunkenhaltung verändert hatte, in eine abrupt angesetzte, aber wohlthuend weich geflogene Linkskurve, aus der sie mit leichtem Nachnicken alsbald wieder hochzog.

Mir schien eine Bemerkung angebracht. »Da dieser Metall-Garuda offensichtlich von Geisterhand geflogen wird, kann man es den guten Geistern auch nicht verübeln, wenn sie sich zum Schlafen legen und dabei ein wenig Kompass drei aus dem Sinn verlieren, auf dass dieser von den bösen Mächten der elektronischen Irrita-

tion erfaßt wird und sich einer außerhalb menschlicher Toleranz-zugeständnisses liegenden Abweichung hingibt.« Dann holte ich erst einmal tief Luft und sah den Captain gespannt an, eine Antwort erwartend. Garuda war – ist? – jener sagenfüllende Vogel, der im indischen Ramayana-Epos die Verkörperungen des Guten sicher und hilfreich von einem zum anderen Ende der Welt trägt. Die Mystifikation jener hilfreichen Mächte schien mir eine passende Analogie zu den oft geradezu personifizierenden und der menschlichen Umgangssprache abgeleiteten Bemerkungen und Ansprachen von Computern zu sein, als seien sie ein fleischleibhafterer Arbeitskollege.

Was ich nicht erwartet hatte, war die trockene Antwort des Captains: »Es ist uns gelungen, den guten Geistern zum Sieg zu verhelfen. Nun überlassen wir uns wieder ihren schicksalhaften Einflüssen.«

»Also Moment!« Das schien mir nun zu weit zu gehen. »Sie wollen doch wohl nicht im Raume stehen lassen, dass die guten Geister der alten Mythen und Sagen sich auch in die Kabelgewirre der Schaltungen und Platinen der Computer eingenistet haben?«

»Warum denn nicht? Warum soll jahrtausendealte Überlieferung von den Begriffen unserer heutigen Werkzeuge und Geräte halmachen? Hätten die Menschen, da sie sich vor Jahrmillionen anschickten, ihre Laute zu einer verständlichen Sprache zu formen, anstatt nur Bäume, Berge und Bäche Computer, Autos und elektrische Brotschneidemaschinen zur Verfügung gehabt, so wäre diesen ebensolche geheimen Kräfte und innewohnenden Götter angedichtet worden, wie den Erscheinungsformen der Natur.«

Dieser Gedanke gefiel mir. Vor allem, dass meine Brotschneidemaschine von einem guten Geist beseelt sein sollte. Ja, er beflügelte auf's Höchste meine Phantasie. »Und Jesus nahm eine Tüte pommes frites und verteilte sie an tausend, die auf dem Sozialamt auf ihre Anträge warteten. Er aber sprach zu Siechen, den man mit dem Rettungswagen (Blau-Licht und Martinshorn gemäß StVO)

herangefahren hat-te: ‚Stehe auf, melde dich bei der AOK und gehe morgen früh zu Schicht‘«.

Dies alles von Kanzeln katholischer Kirchen barocken Interieurs in Mittelfranken gepredigt, und der Papst würde seine Bannstrahlen – anders als die UKW-Wellen von Radio und Fernsehen – von Rom aus in die entlegensten Winkel und Tälerwindungen des Hinterwaldes senden.

Warum eigentlich?

Nun, weil es nicht angehen kann, dass ein jeder seine eigene Meinung aus der Beobachtung der ihn umgebenden Natur sich bildet. Die Macht, egal welche, ist nur dann wirksam, wenn sie den anderen, die anderen beherrscht. Wenn der Beherrschte Ehrfurcht zeigt. Furcht und Angst vor dem »Vielleicht« einer mystischen, von selbsternannten Erleuchteten verkündeten unbegreiflichen Dimension. Sind nicht Kaiser und Könige exemplarische Symbole der Macht? Und wie präsentieren sie sich auf den colorretuschierten Kunstdruckbildern, die in Hotelhallen, Polizeistationen oder Krämerläden ihres Proletariats hängen: natürlich in Uniform. Streng blickend. Den Ziersäbel als Warnung lässig umfasst.

Symbole des Tötens, der Hochmut, der Aggression. Und das Volk schreit »Hurra«. Nicht selten auf Bestellung.

Dagegen die Königin, natürlich immer einen Kopf kleiner (für das offizielle Familienfoto von Prince Charles mit Lady Di und den Kindern brachte der Fotograf eigens einen Fußschemel mit, damit der Familienvater alle überragt), die Königin strahlt dann im gütigsten Wohlfahrtslächeln. So möchte man sein Kind von ihr streicheln lassen und sie die Bettenparade der Leprakranken oder Dioxinverseuchten abmarschieren sehen. Und – gewissermaßen zur vorsorglichen Beruhigung – traut man ihr dann zu, dass sie mit ihrem Charme, ihrer selbstaufopfernden Hingabe den gar martialisch racheschnaubenden Ehemann so weit beruhigt, dass er zumindest nicht in den Krieg zieht.

Nein, Herrschaft ist nichts Gegebenes, sondern etwas Genommenes. Sie baut auf dem Verlust der Freiheit des Einzelnen.

Vielleicht war dies alles viel zu zornig gedacht, überlegte ich mir, die immer stärker sich quellenden Wolken betrachtend.

Denn, welche Freiheit, sich zu formen, hat eine solche Wolke? Sie besteht aus Wasser. Nun gut. Sie braucht eine bestimmte Temperatur, um zu kondensieren. Auch gut.

Was brauchen wir, als Mensch? Auch Wasser, dazu noch andere chemische Stoffe, Nahrung genannt. Und unsere Kondensationstemperatur? Ab wann beginnen wir, uns aus unsichtbarer Materie zur Wolke Mensch zu formen? Nie war mir der Irrtum mehr bewusst, dass eine Wolke nur dann eine Wolke sei, wenn wir sie sehen. Sie ist Zwischenstation, temporärer Zustand. Den Zustand nennt man Wolke, nie die Wolke selbst. Steigt aus dem Meer, formt sich, regnet ab. Auf's Meer. Auf ein Neues.

Wie sagen Herr Pfarrer am Grabe: »Aus Erde bist Du gemacht, zu Erde sollst Du werden.« Wenn er nicht sogar das slum-assoziierende Wort ‚Staub‘ verwendet.

»Aus Wasser bist Du gemacht. Zu Wasser sollst Du werden«, sagte der Pfarrer im Wolkenkuckucksheim. Fürwahr, wer dem Menschen Geist zutraut – etwas in ihm von der ‚toten Materie‘ unterscheiden will – wer will es der Wolke absprechen. Oder, sollte unser Geist ebenso Luft sein wie das formende Element der Wolken?

‚Geist‘ war das Stichwort. »Sie glauben also an Geister?« forschte ich den Captain aus, »die anstatt auf Bäumen in hellen Vollmondnächten ihre Schleierfäden auszuspinnen sich nun im Leiterbahngewirr von Computerplatinen nach Elektronenlust austoben.«

»Wissen Sie, es gibt bei hochkomplexen elektronischen Anlagen – und zu solchen zählen nun einmal Flugzeugcockpits – Phänomene, die durch nichts zu erklären sind. Die zumindest nach dem mathematisch-physikalischen Rechnungen der Programmierer

nicht vorkommen dürfen. Wie wollen sie diese anders nennen als einen Geist?«

»Meinen Sie denn nun Geist im Sinne von Intelligenz und Verständnis oder von Unerklärlichem, Spukhaftem, Mysteriösem?«

»Können Sie Intelligenz erklären?«

»Nein.«

»Nun, dann ist sie genauso mysteriös und warum wollen Sie dann die Geister unterscheiden?«

Wie zur theatralisch-geisterhaften Untermalung wurde das Flugzeug in diesem Moment von einer heftigen Windböe gepackt. Ein Knacken, Knarren, Klirren, Scheppern, Rappeln, Dröhnen aus allen Winkeln. Das Gehirn schaltete auf Panik. Eben noch friedlich gemütlich sitzend schien sich mein Körper nunmehr in endlos freiem Fall zu befinden. Meine Arme streckten sich nach irgendwohin aus, ins Leere natürlich, haltsuchend. Mein Atem stockte, der Puls begann zu rasen, mir schoß irgendetwas von einem noch zu fertigenden Testament durch den Kopf. Gleich darauf presste mich eine Wattefaust unsanft in den Sitz, drückte meinen Magen auf's Gedärm und schnitt mein Gehirn von jeglicher Blutzufuhr ab.

Wie lange dies alles gedauert hatte, war mir völlig unklar, der Metallvogel vibrierte noch nach. Meine Nerven nicht minder.

»CAT. Clear air turbulence,« hörte ich mich sagen, wohl mir innerlich Befreiung verschaffen wollend.

»Sir, ich bewundere Ihre Bildung. Offensichtlich trennen sich bei Ihnen mentale Funktionen intelligenter Ausprägung von primitiven Reflexen Ihres Körpers, der ein wenig aus der Bahn geworfen wurde,« gab mir der Captain schmunzelnd zurück.

Vielleicht war sein Lächeln auch hämisch, schadenfroh.

»Da sehen Sie, wie wenig wir sehen,« retournierte er weiter, »Luft ist unsichtbar und kann Sie trotzdem töten wie ein sichtbarer

Berg, vor den Sie fliegen. Nur: Sie haben eine Chance, ihn zu sehen, außer bei Nacht und Nebel.«

Da der Captain den argen Böenschlag in kühler Gelassenheit hingenommen hatte, fragte ich unsicher: »Sehen Sie es denn, dieses Luftwackeln? Vielleicht an den elektrischen Spannungsfeldern der unterschiedlichen Luftschichten. Es soll ja Hellseher geben, die Farben und Formen sehen, wo für andere nur Luft ist. Aura-Seher, oder so ähnlich.«

»Ich sehe es, ja. Aber nicht an dem, was diese Menschen nicht zu sehen glauben. Oder auch nicht an dem, was allenfalls ein Computer wahrnehmen könnte. Elektronische Grenzschichten und so. Nein, ich sehe es an dem, was wir Menschen für belanglos halten: den Farben.«

»Schauen Sie sich mal vorne den Horizont an. So etwas geht selten ohne Vorwarnung ab. Die Wettergeister warnen.«

In der Tat, die Farbe des Horizontes setzte sich aus einem bedrohlichen Wolkengrau und einem Gewitterturmweiß zusammen.

Er hatte zum Plauderton zurück gefunden, gleichwohl leuchtete mir seine Erklärung so spontan ein, dass ich gerne noch eine Bemerkung los werden wollte.

»Vielleicht kann man Intelligenz so erklären: wenn man aus dem, was man vorfindet und dem, was man weiß, den Rückschluss zieht auf das, was kommt, und wenn man dann so handelt, als sei das Kommende unausweichlich wahr, wenn man schließlich auch durch seine Handlungen für sich selbst einen Nutzen ziehen kann, dann ist das Intelligenz. Sie sahen das Wetter, erinnerten sich mancher Wackelei und waren auf so etwas wie den Böenschlag gefasst.«

»Sagen Sie doch einfach: Intelligenz ist Glauben!«

Ja, wenn alle Wissenschaftler es sich so einfach mit den Definitionen machen würden oder könnten.

Vorerst gab es Profaneres zu tun. »Wir sollten das Anschlallzeichen einschalten. Es geht los.« Der Co legte einen Hebel um.

Monsune auf der Erde sind schlimm. Doch sie lassen einem die Chance, sich unter ein rettendes Dach zu flüchten und nicht jedes Haus steht neben einem Bach oder Fluß, wo es dann nach Tagen unvorstellbarer Regenmengen fortgespült wird wie ein Herbstblatt im Novemberregen. Unweigerlich. Unerbittlich. Unausweichlich.

Monsune in der Luft aber können nur auf einem solchen Blatt selbst erlebt werden. Denn angesichts von Gewittertürmen, die selbst die gewaltigsten Bergmassive im Himalaya wie liebliche Hügel erscheinen lassen, reduziert sich die Größe eines Flugzeuges auf ein definitionsloses Nichts.

Dass es überhaupt noch fliegt, läßt sich nur für phantasielose Menschen mit den Gesetzen von Auftrieb und Aerodynamik erklären.

Jeder Empfindsame muss angesichts dieses technischen Wunders wie ein Gläubiger bei einer theatralisch-tantristischen Opferzeremonie reagieren: voll Hoffnung, dass alles Bemühen auch zu einem guten Ende führt.

Monsune sind keine Wetter. Monsune sind Ereignisse. Die Harmlosigkeit, mit der uns dieser Teil des jährlichen asiatischen Sommermonsuns an seiner luftigen Pforte empfing, war die pure List und Täuschung.

Wann der Dunst begonnen hatte, war eigentlich nicht mehr auszumachen. Wir glitten, sanft, weich, in eine milchige Schicht, die von Meter zu Meter (sicherlich waren es wegen der tatsächlichen Geschwindigkeit mehrere hundert Meter) dichter wurde. Das Zischen der Klimaanlage gab einen sirrenden Kontrast zur farblichen Tonlosigkeit des Graus, welches sich über die Scheiben zog.

Die Sinne gaben pausenlos Falschmeldungen an das Gehirn. Da hätte man Stein und Bein schwören können, dass sich das Flugzeug in eine immer steilere Kurve legt. Der ganze Körper bog sich zum Ausgleich der Schwerkraft zur anderen Seite. Und doch hielten die Instrumente und Steuersysteme den Metallvogel in der denkbar geradesten Waagerechten.

Gleich darauf wagte ich nicht mehr einen Blick auf den Fahrtenmesser zu werfen, denn mir war völlig klar, dass wir nun zum Stillstand gekommen waren und verharrten. Die Motoren mussten sich ausgeschaltet haben. Überhaupt, es stimmte gar nicht, dass wir flogen. Wir standen fest auf der Erde. Regungslos. Erschütterungsfrei. Vor dem Kanzelfenster waren Bogen milchigen Seidenpapiers gespannt, durch die noch ein Schimmer des Tageslichts drang.

Wo keine Veränderung ist, kann auch keine Geschwindigkeit sein. Ich blickte in die Unveränderlichkeit. Sie war grau. Minutengrau. Stundengrau.

Nur der Fahrtenmesser ignorierte dies fälschlicherweise und zeigte unsinnige 470 Knoten pro Stunde. Wie schändlich diese Instrumente lügen können. Sicherlich waren sie nur eingebaut, um die Menschen zu verwirren.

Ein leises Vibrieren, Schaukeln und Dämpfen verstärkte sich. Jetzt waren wir auf dem Ozean gelandet. Ich spürte es ganz deutlich, wie wir die Wellen abritten. Wie ein Schiff. Ja, ein Schiff waren wir geworden.

Mein Magen meldete es ganz unbeirrt: runter, rauf, tief rein ins Wellental, da muss uns ein Brecher erwischt haben: rums, ein Schlag. Dumpf. Wieder knarrte, ächzte, jammerte das Metall, knackten die Kunststoffverkleidungen, klirrten hinten in der Küche die Flaschen. Dann wieder abwärts. Schweben. Taumeln.

Fallen. Seitliches Tänzeln. Ausbrechen.

Die Instrumentennadeln und -zeiger feierten Karneval: Sambarhythmus. Auf, ab. Walzer. Linksherum, rechtsherum.

Paukenschläge, dumpfdröhnend. Ein Geschiebe wie auf der überfüllten Tanzfläche. Rempler, Schubser. Zusammenprall. Hin und her geworfen, der Rhythmus dröhnte aus dem Rumpf. Die losen Blechteile wurden zu Kastagnetten. Die Flaschen zu Zimbeln.

Ha, Rodeo! Ja, das war's. Ein Rodeo-Simulator. Attraktion auf dem Jahrmarkt. Wer hält es länger als eine halbe Minute auf dem bockenden Elektropferd aus? Hinterläufe schlagen nach oben in die Luft. Schubs nach vorne, sehr unsanft. Der Gaul bockt nun hoch. Du fliegst in die Luft. Dein Gurt rettet Dich davor, wie ein Astronaut durch die Kabine zu segeln.

Längst ist es viel zu kalt im Cockpit. Angst verlangt nach Wärme. Hast Du je gebetet? Jetzt bist Du soweit. Würdest jedes Gelübde unterschreiben. Den Rest seines Lebens Steine klopfen zu müssen, um dieser Turbulenz zu entkommen, wäre eine kaum glaubhaft milde Forderung des Schicksals.

Nie, nie, die Buchstaben können nicht groß genug sein, NIE WIEDER wirst Du fliegen. Wirst Du auch nicht, das hier, die Hölle, überlebt keiner.

Keine zehn Stunden später startest Du zum nächsten Schönwetterflug.

Technische Protokolle belegen, in solchen Wettern fallen die Flugzeuge hunderte von Metern tief in ein ‚Luftloch‘. Zehn Meter genügen, um das Gefühl grenzenlosen Fallens kennenzulernen.

Selbstverständlich würde jeder Pilot nun gerne auf eine andere Flughöhe gehen. Vorausgesetzt, auf der ritt nicht gerade ein Leidensgefährte auch gen Höllenschlund. Doch die Gewähr, dass höher oder tiefer die Turbulenzen wesentlich weniger seien, wären so gewiß wie die Chance, dem Kaiser von China persönlich zu begegnen.

Das Grau zeigte leichte Auflösungserscheinungen. Allmählich war dies nicht mehr eine amorphe Masse, sondern erste Strukturen ließen sich erkennen. Weich, fließend, grenzenlos. Räume lichterem Weißgraus standen neben Partien dunkleren Bleigraues. Schließlich wurden daraus Wolken. Richtige Cumuluswolken.

Die Zwischenlandung in Delhi ließ uns kennenlernen, wie vielgestaltig eine Wolkenschicht sein kann. Offensichtlich hatten die Wolkengeister Vorarbeit im Sortieren geleistet. Denn wir mussten durch genau sieben Wolkenschichten, ehe zwischen uns und der Erde nur noch klare Luft war.

Hundert Meter vor der Landebahn brach die Sonne durch die Wolkengebirge und beleuchtete die Szene. Doppeltes Glück. Boden und Sonne. Zur Strafe schlug ein unberechenbarer Querwind die Maschine mit einem Faustschlag auf die Piste. Die Reifen wimmerten. Für uns war es ein Freudengeheul.

Markt

Zweifelsohne ist die Arbeitsteilung ein elementarer Pfeiler von sozialer Zivilisation. Jeder konzentriert sich auf das, was ihm zufällt oder die persönliche Stärke ist; indem man Waren und Dienste auf Märkten tauscht und handelt, bildet sich eine Gemeinschaft, die als Wurzel von Kultur und Religion, Friedfertigkeit und gemeinsamer Stärke anzusehen ist. Märkte sind daher der beste Spiegel einer Nation. Sie sind auch für Fremde ein offenes Tor, tief ins eigentliche Fühlen und Denken des Landes einzutauchen.

Wir gingen auf den Markt. Jenen Brennpunkt in jedem Dorf und vor allem in den kleineren Städten, der Nachrichtenbörse und Verkehrsknotenpunkt, Treffpunkt und Ort des Streites, der Begegnung und des Kampfes zugleich ist.

Markt ist immer da, wo die Hauptstraßen zusammenlaufen – oder umgekehrt. An den Seiten drängten sich die grob zusammengehauenen, aus verwittertem, rissigem, grobfasrigem, grauem Holz bestehenden Bretterbuden, mehr Chaos als Auslage, eher düster denn einladend. Kunststoffplanen schützten mal gegen Sonne, mal gegen Regen; auf ihnen Staub und Schmutz der Jahre. Schmutzdeliquenz ist nicht unbedingt abschreckend, sondern ein Zeichen jahrelanger Existenz.

Da drinnen, eingeklemt von mehr oder minder ungeordneten Mengen verschiedener, selten logisch zusammengehöriger Waren der Händler, die Marktfrau. Stets neugierig, die Menschen und das Treiben betrachtend, das eigene Vergnügen am Trubel stets höher schätzend als ein Handeln um des bloßen Verkaufens willen.

Es sei denn, der Handel wäre von gehörigem Geschwätz begleitet. Oder einem zänkisch klingenden, doch stets rituell geordnetem zähen Feilschen um den Preis.

Nichts scheinen Kunden mehr zu lieben als ein Betasten und Durchwühlen der Waren, als hätten sie wirklich die Möglichkeit, unter den sonnenvergoenen Früchten noch eine frische zu finden.

An den Mauern, zwischen und über den Abflussrinnen, in denen brackiges Wasser rann, hockten die Bauersfrauen, die wenigen Früchte des eigenen Gartens oder Ackers vor sich ausgebreitet. Grobes Sackleinen, schmutzig, zerrissen, geknittert, diente als Verkaufstheke. Ihr karges Angebot war dennoch besser aufgereiht als an den professionellen Marktständen. Kein Wunder: zehn Mangos lassen sich besser ordnen als eine Kiste voll Obst.

Junge Frauen waren drunter, fast noch Mädchen und ebenso alte, zahlos, mit sonnengegerbter, tief zerfurchter Haut. Ihre Kleidung war fast ebensolcher Lumpen wie die Transportbeutel. Zerrissen, schmutzig, trostlos arm. Sie schwiegen verbittert oder keiften unaufhörlich, schwatzten lachend, munter, die umher wandernden, suchenden Käufer keines Blickes würdigend.

Sahen sie Fremde, so pflanzte sich die Nachricht wie ein lautes Entengeschnatter weiter. Sie blickten auf. Hohle, leere, müde und traurige Augen waren darunter. Und ebenso klare, frische, blitzende, funkelnde, kesse, ja sogar zuweilen keck herausfordernde. Sie breiteten ihre Arme aus, priesen die vergammelten, vom stundenlangen Liegen in der Sonne halb vertrockneten Früchte an wie die des Paradieses.

Ihre Worte, auch wenn wir sie nicht verstanden, waren die mahende Erinnerung, dass man nicht von Mitleid oder Bewunderung satt wird, sondern nur vom Geschäft und Handel. Sie wollten nun den Erfolg ihrer Arbeit verwirklichen – durch einen Preis, der für uns lächerlich gering, für sie aber die Frage der Existenz war. Im wahren Sinne des Wortes die Früchte des Schaffens.

Hätte man nur jeder dieser Frauen nur eine Frucht abgekauft, wir hätten karrenweise abtransportieren müssen. Also, wo sollten wir kaufen, ohne die anderen zu kränken, zurückzusetzen und zu benachteiligen?

Die Ware war stets die gleiche, ohnehin nur die Produkte der näheren Umgebung. Die Preise unterschieden sich durch nichts – es sei denn, jemand hätte den Mut, dem Fremden einen doppelten, dreifachen oder gar zehnfachen zu nennen. Und selbst diese Wuchersumme war stets weniger als eine Mark Pfennige hat. Zahlte der Fremde ohne Murren den geforderten Preis – weil er nicht zu feilschen wagte oder wusste, dann hob alsbald ein girrendes, glucksendes, zwischen Erstaunen und kindlicher Freude schwankendes Gekicher an, das nicht selten zu schallendem Lachen anschwell.

Der Glücklichen, der der große Coup gelungen war, den oder die dummen reichen Fremden dermaßen zu überlisten, flogen Glückwünsche von allen Seiten zu. Und sie selbst nahm das Geld, fast interesselos, es in der von Arbeit gezeichneten Hand immer wieder ungläubig und staunend betrachtend, nicht als zusätzliche Gabe, sondern nur wie einen Wertgegenstand, den man zwar berühren und bewundern kann, den es aber wieder abzugeben gilt.

Wir schoben uns durch die Menge der planlos und sich gegenseitig drängelnden, schubsenden Käuferscharen, bogen zwischen den Erdbodengeschäften in Gassen ein, die sich zwischen Karren und Tischen formten und öffneten, hielten alsbald immer wieder Ausschau nach Neuem und sahen doch nur eine Fülle, die arm wirkte.

Im Mittelpunkt des Marktes, in seinen Zufahrten, ausgefüllt von wackligen Buden und flüchtigen Zeltgestellen, erhob sich das Gebäude der Markthalle. Verrostete, von Spinnweben und Vogelreck eingehüllte Buchstaben ließen ahnen, wie einst Bürgermeister und Provinzgouverneur, Polizeichef und Priester in frischen, weißen Hemden vor einer aus Neugierde zusammengelaufenen, buntzerlumpten Gemeinde gestanden hatten und in glühenden

Worten, an die niemand, am wenigsten sie selbst, glaubte, die Zukunft als strahlend gepriesen hatten. Von besseren Zeiten, sorgenfreien vor allem, war da die Rede. Und den Chancen, die nun jeder ergreifen könnte, hörten die mit unbewegtem Gesicht lauschenden Menschen und wußten doch, dass auch fortan nichts so wichtig sein würde wie das Bestechungsgeld, mit dem sich nur der, der schon besaß, seinen Besitz und Anteil würde erhalten und vergrößern können.

In der Halle, unter nackten, staubigen, grellen Glühbirnen, auf gekachelten Steintischen, lagen Fleisch und Fisch. Blutspuren auf den Fliesen, die sich auf dem Boden fortsetzten, in Rinnen verdichteten und zu einem schmutzigschwarzen Loch in einer Ecke am Boden führten.

Das Fleisch lag in großen, zerfledderten Batzen ausgebreitet, so, als wäre das Tier von einem verschluckten Sprengkörper zerrissen worden.

Strähnen von Fett, zähe Sehnenstränge, Fleischlappen, Blutlachen. Dazwischen – was heißt dazwischen? überall! – Fliegen. Madenproduzenten, Virenüberträger, Keimträger. Gewöhnliche kleine schwarze oder glitzernd grüne, käferartige Ungetüme. Ein Sirren und Surren, aufgescheuchte Wolken, die sich nur kurz in die Luft erhoben, wenn sie sich gestört fühlten, alsdann wieder im vereinten Sturzflug sich der Nahrung bemächtigend, die eigentlich für den Menschen bestimmt war.

Grobe, schwere Messer schlugen auf Knochen und wabbelnde Fleischstücke. Fügten neue Fetzen hinzu, zermalmten mehr als sie teilten. An Fleischerhaken aufgehängte Waagen schaukelten in der Brise, die zwischen den Pfeilern der offenen Halle umherstrich, und bogen sich nickend unter der Last lieblos auf die Schale geworfener Stücke.

Eine Gasse weiter die Fischhändler. Wie immer auf solchen Märkten nebeneinander, abteilungsweise. Bei einigen ein wenig Eis, ansonsten aber nur die Hoffnung auf schnellen Verkauf, bevor die

Verwesungsgerüche auch noch dem letzten Rest frischer Luft den Garaus machte.

Körbe voller Krabben aller Größen. Lebende, an den Scheren und Beinen zusammengebundene Hummer und Langusten. Krebse, lahm und zuckend krabbelnd, ein Korb voll sterbender Meereskraft.

Fische, deren Augen entsetzt im Tode blickten, offene Mäuler, verzweifelt auf einen letzten Schluck Wasser hoffend – entzogenes Lebenselixier. Stücke von Haien und Rochen, graue Haut, blassrotes Fleisch.

Wir zogen es vor, die Ecke mit den wohlriechenden Kräutern und Gemüse aufzusuchen, zwischen denen Händler grellfarbene, rote, grüne, gelbe, blaue, purpurfarbene und giftgrüne Pulver für die Tika, den Farbtupfer auf der Stirn der Hindus, anboten.

Ein mit wirrem Bambusgerüst ehemals verschlossener Durchgang entließ uns wieder in eine stinkende, von morastartigem Unrat übersäte Gasse, dessen feuchtschlüpfriger Boden holprig und mit undefinierbar gefärbten Wasserpflützen übersät war. In Ecken und Winkeln sahen wir es huschen, schmutziggrau, rostbraun, behände und flink: Ratten und Mäuse in jeder Größe.

Plötzlich ein Keifen, aufgeregtes Palaver. Ein Junge, im zerrissenen Hemd und mit erbärmlich geflickter Hose schlug mit einem Knüppel auf den Boden, wie wir zunächst meinten.

Er bückte sich, hob etwas auf und präsentierte den Umstehenden mit strahlendem Gesicht eine dunkle, dicke fette Ratte, die er am haarlosen Schwanz hochhielt. Beifälliges Gemurmel war der Lohn seiner Mühe.

»Es ist gut, dass man wenigstens den Ratten und Ungeziefer zu Leibe rückt«, sagte ich, vom Anblick des wenig formschönen, blutig geschlagenen Tierkadavers angewidert.

»Es trifft immer die falschen«, murmelte der Captain.

»Meinen Sie, eine andere Ratte hätte es verdient, totgeschlagen zu werden?« fragte ich zurück.

»Wer den Überbringer schlechter Nachrichten totschießt, hat das Übel nicht beseitigt.«

»Aber die Ratte ist doch das Übel«, hielt ich entgegen. »Sie überträgt doch die Krankheiten, Bazillen, Viren, Seuchen!«

»Und macht sie sie auch?« fragte mich der Captain direkt.

»Macht wer was?«

»Erzeugt die Ratte die Krankheit? Ist es nicht der Mensch, den Unrat ignorierend und vermehrend, kurzfristig denkend und wie stets sich nicht um die Nebenwirkungen seines Tuns kümmernd?«

»Na ja. Sie wollen doch wohl diesen Markthändlern nicht perspektivisches Denken zumuten. Dann wären sie ja wohl auf der Stelle nicht mehr abhängige Markthändler. Sondern etwas anderes.« Ich hielt meine Schlussfolgerungen für überzeugend.

»Alle sind Markthändler«, erwiderte der Captain. »Das ganze Leben ist ein Markt so wie dieser hier. Wo die Niedrigsten zwischen den Etablierten hausen und weder die einen noch die anderen Interesse daran haben, sich zu ihrer Verantwortung zu bekennen.«

Mir fielen die mannigfaltigen Umweltskandale der letzten Jahre ein, doch der Captain gab dem Gespräch eine überraschende Wendung.

»Auch Europäer schlagen ihre Ratten tot, anstatt deren Ursachen zu bekämpfen.«

»Aber es gibt, gemessen an diesen Verhältnissen, nur wenig Ratten in Europa. Und schon gar keine in Markthallen. Jedenfalls nicht offensichtlich.«

»Da haben Sie recht«, sagte der Captain, »doch heißen die europäisch-zivilisierten Ratten Streß und Hektik, Herz, Magen,

Krebs und AIDS. Und natürlich alles, was mit den verschleiern den Begriffen wie ‚Umwelt‘ oder ‚Ökologie‘ gedanklich als Schlagwort präsent gemacht, als Lösung verscheucht werden soll.«

Ich schwieg eine Weile. Wir schlenderten weiter, ziellos, wie auch die anderen Käufer sich scheinbar planlos treiben ließen. Ich betrachte nun die Karren und Stände, die Bretterhöhlen genauer, an denen ehemals bunte Holzschilder von der Art des Geschäftes und den Namen des stolzen Besitzers verkündeten.

»Aber diese Menschen hier«, fiel mir ein, »haben beides: Ratten und sonstiges Ungeziefer plus die Krankheiten. Wir haben nur die Krankheiten.«

Noch während ich es sprach, bemerkte ich die Unlogik meiner Worte und prompt grinste mich der Captain auch mit jenem Gesichtsausdruck an, den er zu machen pflegte, wenn man ihm recht geben musste und er es sichtlich genoss, jemanden in eine Denkfalle gelockt zu haben.

»Ratten«, murmelte er mehr vor sich hin denn zu mir, »sind sehr anpassungsfähig. Und sie haben viele Formen.«

Landung

Sich aus der Luft einem Land zu nähern, ist von prickelndem Reiz, weil sich die optischen Auffälligkeiten wie unter einem Brennglas ständig vergrößern, bis sie mit einem holpernden ‚rumms‘ wieder Boden der Tatsachen werden.

Delhis Stadtfläche fraß sich krebsgeschwulstartig in die karge Steppe. Wie jede moderne Großstadt bestanden ihre Polypenarme aus Ausfallstraßen, an denen sich schachbrettlangweilige Betonklotzsiedlungen festhafteten. Sie vermittelten den Eindruck geplanter und befohlener Trostlosigkeit. Ökonomie der Staatskasse führte zur Öde eines zwangsweise geordneten Zusammenlebens.

Alle Welt unterstützt ein ‚armes Land‘, um die Volksgesundheit in den Griff zu bekommen. Der einzelne, gesund-geimpft, zwangs-gesäubert, minimalernährt, darf dann selbst zusehen, wie er seine seelischen Krankheiten in den Griff bekommt. Mit zwölf anderen Personen auf zwanzig Quadratmetern Wohnfläche. Indien beginnt zu brodeln. Diesmal war nicht die Sonne schuld.

Die Flughöhe verwischte gnädig das Elend der Dörfer, die sich im Farbenpatchwork dicht über das Land sprenkelten.

»Bereiten Sie sich auf die Begegnung mit dem Ursprung und der Quelle der Welt vor. Jedenfalls nach Hinduglauben. Wir werden bald querab den Ganges sehen und dann die Heimat des legendären Schneemenschen.«

Mit der Hand wies der Captain in die 10-Uhr-Position. Am unteren Dunstrand des Horizontes konnte ich einen Streifen ausmachen, der sich bald als ein monumentales gelbbraunes Flusstal ausweisen würde: Mutter Ganges. Lebensborn, Totenfluss. Nahrungsquelle, Kloake. — Unberechenbar, treu.

»Wieso muss man bei Ganges immer an Benares oder den blöden Schlager von der Lage Kalkutta's denken,« sinnierte ich laut.

»Weil der Mensch etwas braucht, was er mit einem Namen verbindet. Keiner erinnert sich gut an abstrakte Worte. Wenn Sie jedoch mit einem gefälligen Bild assoziiert sind, behält man Namen besser. Und umgekehrt fällt einem beim Namen immer die Eselsbrücke ein.« Der Captain schaute gleichfalls gebannt aus dem Fenster. »Im Übrigen interessiert bei uns niemanden das normale Leben eines normalen Menschen an einem normalen Abschnitt dieses ganz normalen indischen Flusses. Erst bunte Saris an den religiösen Brennpunkten geben was für's Buntfernsehen her und eine Leichenverbrennung ist immerhin der Beweis dafür, dass man dem Leben in's Auge blicken kann, wenn man bei dieser unappetitlichen Szene nicht wegschaut.

Unter dem Vorwand des Dokumentarfilmes lassen sich die verbotenen Sachen zeigen. Kein Mensch käme auf die Idee, eine nackte afrikanische Gralbewohnerin aus dem Sonntagnachmittags-Familienprogramm als unsittlich zu entfernen. Und ein toter brennender Inder ist immerhin emotionsfreier als ein Dokumentarfilm aus den Gasöfen der KZs.«

Das war hart. Ich konnte ihm leider nicht widersprechen.

Zumal das Business Vorrang hatte. Warum eigentlich? Warum denken wir immer daran, dass es unser höchstes Ziel ist, wirtschaftlich abgesichert zu sein. Hat denn die Bibel der Christen so unrecht, wenn sie den Menschen den Ratschlag gibt, es den Vögeln auf den Feldern gleich zu tun: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater nährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?“.

Schon seltsam. Eigentlich sollte doch da die kulturelle und überhaupt politische und wirtschaftliche Entwicklung in ganz Europa anders verlaufen sein, hätten die Menschen ernst genommen, was ihnen geraten war. Easy going. Laissez faire. Dolce far niente.

Müßiggang. Doch die Realität sieht anders aus. Da, wo andere Religionen, andere Philosophien zu Hause sind, findet man diese Mentalität. Obwohl in keiner der Schriften der Ratschlag ausgesprochen wird. Wäre er ohnehin überflüssig gewesen, weil sozusagen ‚in den Genen der asiatischen Menschen verankert‘? Dieser Gedanke faszinierte mich, fesselte meine Aufmerksamkeit, die jedoch nach wenigen weiteren Flugminuten durch das rein Optische in Anspruch genommen wurde.

Dicht unter uns das mäandrierende Sandtalbett des Ganges, in dem sich der Fluß schlangengleich wand. Darüber das Ocker des kargen Bodens, nach oben zu in einen grüngrauen Dunst der bewaldeten Hügel vor der Himalayakette verschwimmend.

Und dann – über dem Dunst, über den Wolken, über der Welt – die gezackte Saphirsilhouette der ersten Bergriesenreiche. Selbstbewusst, milde, ruhig.

Wäre je das Wort ‚majestätisch‘ angebracht, dann jetzt. Mehr als ein wahrer Silberstreif am Horizont schoben sich die weißglitzernden Gipfelketten zwischen Himmel und Erde.

Die Faszination fand – wie jedes Begeisternde – ausschließlich im Gehirn des Betrachters statt. Denn die Alpenkette im Winter bietet dem Auge einen ähnlichen Anblick, nur, wenn man den Blick senkte, sich der Flughöhe an der Winzigkeit der Landschaft vergewisserte und dann querab gleichauf die Gipfel sah, dann wußte man, dass dies mehr als gewöhnliche Berge waren.

Als hätte der Captain meine Gedanken erraten, sprach er, den Blick noch immer berggewandt, mehr zu sich selbst: »Ich kann diese Menschen verstehen, die angesichts solcher Monumentalität in einen diffusen Geisterglauben verfallen.« Es sollte mich später noch sehr verwundern, wie sehr urzeitlich dieser Glaube an wahrhaftige Geistwesen noch verwurzelt ist in diesem Teil der Welt.

Bald schon hatten wir von Kathmandu-Tower die Landeerlaubnis erhalten, die Mannschaft war voll mit der Vorbereitung beschäftigt. Mir blieb Zeit, in eine andere Welt einzutauchen.

Wir sanken rasch auf die kugelförmigen Cumuli-Gletscherkälber zu. Zwischen Ihnen erkannte ich das dunkelgrüne Hügelland, in dem sich Wälder und schmale, sichelförmige Reisterrassen abwechselten. Vereinzelte Häuser im Terra-braun mit trocken grauen Strohdächern markierten die Anwesenheit menschlicher Ordnung. Seltsamerweise empfand ich die Reisfelder mit ihrem ausgeklügelten Wassersystem als etwas Natürliches, ja fast Naturgeschaffenes. Und doch war es eine Kulturleistung, die als Basis einer gesicherten Ernährung erst die heutige Lebensform mit der relativ guten Versorgung ermöglichte. Solange die Menschen nicht von der Gesundheitsfürsorge profitierten, deren Erfolge seltsamerweise Not heraufbeschwor. Nachdem die bisherige Todesrate ‚mit Erfolg‘ gesenkt werden konnte, stieg die Not der Aufrechterhaltung der Gesundheit und des Lebens.

Dass man lebenserhaltende Medikamente und Impfungen schneller verabreichen kann als neue Felder anzulegen, war eine Crux. Und so nutzte auch allmählich das ausgeklügeltste System der Reisfelder nichts mehr, weil es für viel weniger Bevölkerung angelegt war, als sie sich heute in den Tälern tummelte. Die Widersprüchlichkeit der von uns Menschen doch so hoch gelobten Logik ist kein Problem in der Rubrik ‚Außergewöhnlichkeit‘, sondern scheinbar das Charakteristikum der Realität schlechthin.

Die Schattenwürfe der dickbauchigen Wolken zauberten zuweilen Zerrbilder perspektivischer Flüchtigkeit. Da drangen helle Erdflecken zwischen dem Drohgrau der Wolkentäler durch, kontrastierten nassgründige Erdtäler mit dem Glitzersprühen des Wolkenwassers. Die Erde schien Hölle, der Himmel das Eis zu sein. Vexierspiele des Lichts. Rätselbilder der Geschwindigkeit.

Wir tauchten in den Bauch einer Quellwolke, die Sinkrate schien sich zu beschleunigen. Die Blindheit vor dem Kanzelfenster ließ

schlagartig alle Geräusche lauter erscheinen. Wieder so ein Phänomen, wieder so ein Widerspruch.

Dann waren wir blitzartig gefangen im Licht- und Formenlabyrinth, wußten nur noch die Instrumente, was Berg, was Wolke war. Berggrüne Wolken, schattengraue Berge. Hügel flogen vorbei, Wolken stürzten auf uns herab. Schatten fraß uns, Licht spie Täler aus.

In allem: Ahnung von Großartigkeit, das Gefühl der Freude hinab zu steigen aus dem Himmelolymp. So müssen sich die antiken Götter vorgekommen sein, wenn sie in Menschengestalt durch die Schlünde der Gewitterwolken auf den Zackenpfaden der Blitze zur Erde herabgestiegen sind.

Das Schaukeln der Turbulenzen machte das Fliegen für alle Sinne wahrnehmbar. Wir rumpelten über Berghang-Aufwinde, querten Flußlauf-Luftströme, sackten in die dunklen Abwinde der schattenkalten schmalen Täler.

Nun waren wir eingetaucht in den Nachmittagsdunst. Die schräge Sonne versprühte wieder an den winzigen Kratzern des Seitenfensters Wunderkerzenflirren. Ein paar Vögel schienen ins Cockpit schauen zu wollen.

Die Hügelkette raste nach hinten weg, die Häuser und Felder schwammen im Wirbelstrom der Geschwindigkeit. Wir stürzten immer schneller auf das Erdock zu. Trockene Felder. Staubfahnen. Punkte wuchsen zu Menschen. Bäume bekamen Konturen.

Die Trimmung wurde verändert, der Bug zog hoch. Fensterfüllend die Landebahn als Zielstrich. Blitzlichter, zuckend, nervös. Wie das Tänzeln der Maschine im Luftstrom. Kampf zwischen Minimalgeschwindigkeit ohne Auftriebsabriss und der Unrast umlaufender Luftverwirbelungen. Querwindsprünge, Termiktänze.

Längst waren die Klappen voll ausgefahren, das Fahrwerk griff wie Raubvogelkrallen schräg nach vorne auf die Erde zu. Schub, Spannung, Steuerkorrekturen.

Die auffordernden Schwarzspuren unzähliger Landungen auf der Betonpiste. Wir schossen darüber hinweg. Die Maschine schien sich mit allen Kräften der Landung zu widersetzen. War da nicht das Ende der Landebahn deutlich zu sehen?

Endlich, befreiend, beruhigend, atemingangsetzend der dumpfe Schlag des ersten Fahrwerkes. Noch ein unendlicher weicher langer Luftbogen, dann der zweite Schlag. Wuchtig, alles erschütternd. Senken der Nase. Schon heulte der Umkehrschub. Hände griffen zu Hebeln, Signale leuchteten auf. Volles Bremsen. Der Körper beugte sich nach vorne, der Gurt bewies seine Notwendigkeit.

Loslassen der Bremsen. Bis zum Ende der Landebahn ist es noch beruhigend weit. Aufatmen selbst bei den Routiniers. Wen Landungen nicht mehr emotional berühren, sollte das Fliegen lassen.

10.000 Fuß Landebahn, Befeuerung nach Mindest-Standard. Elektronik für Millionen von Mark. Ein Flugzeug im Wert des Bruttosozialproduktes von fünf Millionen Nepalesen. Und als die Triebwerke abgestellt sind, die Stewardess die vordere Türe öffnet, fehlt eine simple Treppe, die jeder Schlosser nebenbei bauen könnte. Tausende Kilometer Flug, Tonnen von teurem Kerosin verbraucht – und jetzt können wir nicht aussteigen!

Fürwahr, Flugzeugkonstrukteure sind nicht die dümmsten Menschen. Für Maschinen, die an abgelegenen Pisten Halt machen können, hat man auch an die Dinge gedacht, auf die ein perfektionsgewohnter Nur-Consumer nicht kommen würde.

Die Hecktür birgt, geschickt zu samengefaltet, eine eigene Treppe. Also betreten wir nepalesischen Boden, als wenn ein Metall-Insekt seine Eier legt: durch die Hinteröffnung. Und das in Mengen.

Kühle, klare Luft? Ja und nein. Schöner – für uns – als in Indien allemal. Erst später merkt man, wieviel Smog den Kathmandu-Talkessel füllt.

Wir betreten die Flughafenbaracken. Chaos! Vor uns ist eine Gruppe indischer Händler angekommen. Ihr Gepäck wird gründlich durchsucht. Wobei man sich unter Gepäck mindestens die Fülle einer orientalischen Basarstraße vorstellen soll. Der nun in der engen, dunklen Halle des Kathmandu International Airport aufgebaut ist.

Nimm Abschied, Europäer, von deinen Vorstellungen, deinem Sinn für das Praktische. Du wirst lernen, dass es nicht auf das, was Du kennst, sondern auf etwas anderes ankommt. Vordergründig und im ersten Überschwang mächtig wallender Gefühle das Neue, Unerwartete, das so Unbekannte, Überraschende. Und später, einige Meditationen später, die dämmernde Erkenntnis, dass das Ahnen oder sogar Wissen, welches einem offenbart wurde, nie verloren gegangen war. Wenngleich es zuvor nie bewusst war. Schätze sind es eben. Und Schätze sind immer verborgen. Schön, wenn man sie hat. Ist es traurig, wenn man sie nicht nutzt? Oder ist auch das der Widerspruch, den unsere Gene, den die Natur, den das Schicksal, das Leben bereithält? Ist es vielleicht im Sinne des Wortes die *Lösung*, wenn man sich aus dem, was man kennt, was man ist, wie man lebt ... – – – *löst* ??? Wenn man los lässt? Ist, was uns unlogisch erscheint, der Logik wahrer Kern?

Erkenntnis

Ach ja, die Logik, auf die man – als Europäer – doch so stolz ist. Wie sie in Asien an Grenzen stößt, ist schon von ziemlicher Intensität, um nicht zu sagen, Brutalität.

Schnapszahl. Sie müssen einen ausgeben,« rief ich dem Captain zu. Von meinem Beobachtungsort aus sah ich, wie der Höhenmesser 33.333 Fuß durchschritt, bevor wir unsere endgültige Flughöhe von 34.000 Fuß erreichten.

Nepal, jenes Land zwischen dem unschuldigen Weiß seiner einmaligen Berge und dem Blut seines altüberlieferten Aberglaubens, lag längst hinter uns. Entlang der indischen Ostküste steuerten wir Kurs Sri Lanka.

Das sphärische Schwarzblau strahlte kalt und glühend zugleich, keine Wolke, kaum Dunst, trübte den Blick nach unten.

Auf dem Wasser sah ich deutlich pfeilspitzenartige Muster. Wellen, die auf einen winzigen dunklen Punkt hinliefen, an dessen hinterem Teil sich ein weißer Gischtkecks zeigte.

Irgendein Schiff, wahrscheinlich einer von jenen Frachtern, die nur noch aus Rost bestehen und deren Zustand jeden davon abhalten muss, seinen Fuß auf Deck zu setzen, der seine Sinne und Verstand noch einigermaßen zu gebrauchen weiß.

Solche Seelenverkäufer schaukelten auf den asiatischen Meeren zu tausenden. Da man selten Nachricht über einen Untergang erfuhr, kann man annehmen, dass selbst jeder Lokalreporter es für selbstverständlich hielt, wenn ein solcher Pott im Sturm in Neptuns Schoß sinkt.

»Da unten schwimmt ein Schiff« sagte ich, eigentlich völlig überflüssigerweise.

»Ja, und ein Fisch«, erwiderte der Captain. »Sowie eine Muschel, ein Planktonteich und ein Einzeller.«

Mit dieser Antwort wußte ich nun wieder gar nichts anzufangen und mein Schweigen war wohl einmal mehr beredt genug.

»Warum haben Sie mir das gesagt, mit dem Schiff?« fragte er mich.

»Weil ich es sah.«

»Und den Fisch sahen Sie nicht?«

»Nein, dazu sind wir ja auch ein wenig zu hoch – oder der Fisch zu klein.«

»Wenn ich nur könnte, technisch, dann flöge ich jetzt gerne mit Ihnen in 100 km Höhe, anstatt der lächerlichen 11, und Sie sähen das Schiff auch nicht mehr.«

Ich ahnte, auf was er hinauswollte. »Nicht nötig. Eine Wolke zwischen uns und dem Schiff würde schon reichen.«

»Bravo. Prüfung bestanden!« Zwar drehte er mir den Rücken zu, aber dem Tonfall seiner Worte war das Schmunzeln im Gesicht zu entnehmen.

»Ich kann aber letztendlich nur das zur Kenntnis nehmen, was ich sehe. Und den Fisch sehe ich nicht. Und Ihr Seepferdchen, oder was Sie da noch hatten, auch nicht.«

»Das Schiff also sehen Sie?« fragte er, ganz ruhig und ohne jeden Unterton.

Trotzdem ließ mich seine Frage zögern. Ich schaute durchs seitliche Fenster und sagte dann fest und bestimmt. »Ja«.

»Sie lügen – obwohl es Ihnen nicht bewusst ist.«

Ich runzelte die Stirn, fühlte mich gekränkt.

»Was sehen Sie denn wirklich?« fragte er noch einmal.

»Ein Schiff!«

«Welche Farbe, welche Größe, welche Flagge, welche Ladung, welche Aufbauten?»

»Wie soll ich denn das von hier oben erkennen?« fiel ich ihm ins Wort.

»Sie erkennen ja doch nicht das Schiff« brummte der Captain.

Ich schaute abermals herab. Eigentlich hatte er recht. Was ich sah, war ein schwarzer Fleck.

Wie so oft nahm der Captain meine Gedanken auf und sprach sie aus.

»Sie schließen aus Ihrer Erfahrung, dass ein Punkt auf dem Wasser, der zwei schräge Streifen erzeugt, das aufgequirlte Wasser an einer Schiffsschraube sein muss und das Ding an der Spitze des Winkels nur ein fahrendes Schiff sein kann. Aber das Schiff sehen Sie nicht.« Und nach einer Weile: »Genau, wie Sie aus dem Schatzen eines Baumes auf den Baum selbst schließen könnten.«

Mir kam, angeregt durch die Worte, ein mich fesselnder Gedanke. »Vielleicht,« sagte ich, »sollten wir aber viel mehr auf die Schatten und die Zeichen achten, um mehr zu erkennen, als wir am Objekt selbst wahrnehmen können.«

»Was glauben Sie, was die Weisen aller Epochen gemacht haben«, nickte er. »Genau das.«

Der beginnende Funksprechverkehr mit Colombo Airport nahm nun seine Aufmerksamkeit voll in Anspruch.

Als wieder Ruhe im Funk war, mochte ich meinen Triumph nicht verbergen. »Sprachen Sie gerade mit Colombo?« fragte ich ihn. – »Ja.«

Meiner Stimme gab ich nun einen, wie ich meinte, extrem honorigen Klang. »Sehr geehrter Herr Flight-Captain. Ihre sicherlich

nicht falsche Einstellung am entsprechenden Display des für den Sprechfunk vorgesehenen Gerätes gaukelte Ihnen die Frequenz von Colombo Approach vor, also 120.9 MHz, die Stimme meldete sich auch mit ‚Colombo Approach‘ – und Sie haben ihr geglaubt. Obwohl Sie nicht mehr sahen als Ihre Frequenz. So wie ich die Bugwellen auf dem Ozean. Woher wissen Sie, ob Sie wirklich mit Colombo sprachen und woher wissen Sie, ob Sie wirklich nach Colombo fliegen, da Ihnen Ihr Kartenmaterial doch nur so einen vagen Code wie 07°10'51"N und 79°53'3"E gibt. Sie leiten ab. Sie sehen nichts. Und Sie vertrauen doch.«

Damit ließ ich meine Belehrung erst einmal enden, in der Hoffnung, sie würde beeindrucken. Statt dessen kam zurück »Sie wiederholen mich!«

– »Ich, ... Sie?«

»Ja, Sie mich« – ??? – »Ich sagte Ihnen doch bereits, erkennen kann man nur, wenn man sich nicht auf den Punkt der Erkenntnis konzentriert, sondern die Symptome, mit denen sie zu identifizieren ist. – Oder haben Sie schon einmal die Sonne gesehen?«

Nun übertrieb er es aber. »Ja natürlich habe ich schon einmal die Sonne gesehen, oft sogar.«

Er seufzte. »Ich befürchte, Sie haben es wirklich nicht begriffen. Noch nie haben Sie die Sonne gesehen. Noch nie.«

Ich schwieg beleidigt. So ein Quatsch aber auch. Bis er sich wieder bei mir meldete, mit versöhnlichem Ton in seiner Stimme. »Ach, kommen Sie, seien Sie nicht böse. Natürlich haben Sie noch nie die Sonne gesehen. Sondern nur Ihre hochfrequenten Schwingungen wahrgenommen, die Ihr Auge als Licht interpretiert und Ihre Haut als Wärme. Nicht mehr, nicht weniger.«

Colombo Approach meldete sich wieder, mit neuer Höhenangabe, Meldepflicht und Kurskorrektur. Ich beschloss, der krächzenden Stimme zu vertrauen und beobachtete fasziniert, wie der Captain durch seinen Ersten Offizier die Anweisungen wiederholen und

den Autopiloten nachstellen ließ. Sanft setzte der Sinkflug ein. Dem des Fluggerätes folgte mein selbiger innerlicher allein durch die Fülle meiner Gedanken.

Fortschritt

Die Welt mag uns scheinen, wie sie nun einmal ist. Aber die Welt von jetzt ist nicht die von gestern und schon gar nicht die von morgen. In welcher Welt also leben unsere Gedanken?

Wieder einmal nahmen wir Kurs auf den Himalaya.

Das war die Arbeit von Jahrhunderten. In ausgeklügelter Abstufung reihten sich die Reisfelder aneinander. Durch ein simples, aber höchst wirkungsvolles Kanal- und Wasserrinnen-System verbunden. So konnte das Wasser des schmalen Bergflusses zur Bewässerung des großen flachgestuften Talbodens genutzt werden.

Rings um das Tal erhoben sich die steilen Hügel. Vorberge der Eisriesen, Buschwerkrücken vor den Felsplatten. Auch diese Wände waren zu steil, als dass Menschen ihnen noch eine Nutzung hätten abgewinnen können. Dafür war auf dem ebenen Talboden und an den Auskehlungen der Hänge jeder Meter intensiv genutzt.

Mitten durch das Tal zog sich eine sehr schmale, aber um so tiefere Schlucht. So, als ob sich die Erde nach einem gewaltigen Erdbeben gespalten hätte.

Der Talboden jedoch bestand aus riesigem Geröll- und Steinschuttsschichten, die sich im Laufe der Jahrtausende in den Urtälern aufeinandergepresst hatten. Da jedoch im Gegensatz zum Meer der riesige Druck fehlte, war die Schicht nur sehr sandig und weich zusammengebacken. Selbst die Steine ließen sich von Hand zerbröckeln. Und so hatte das von den Bergen stürzende Wasser leichtes Spiel, sich wie ein Messer in den weichen Kuchen zu schneiden. Wer als Wanderer, nicht mit den Gegebenheiten vertraut, an diese Erdspalte trat, konnte leicht glauben, am Ufer eines winzigen Baches zu stehen. Denn die Hänge der Schlucht waren

mit dichtem Gebüsch bewachsen, so dass es aussah wie ein buschwerkgesäumter Bachlauf. Das Wasser war auch nicht zu hören, fünfzig und mehr Meter tief rann es in der Spalte, die teilweise nur zwei bis drei Meter breit war.

Abgesehen von dieser diabolischen Pforte zur Unterwelt bot dieses Tal einen paradiesischen Anblick. Jetzt, gegen Mittag, flutete die Sonne über die Bergrücken auf die ganze Breite der Reisfelder, wo die Bauern ihrer gewohnten Arbeit nachgingen.

Ganz in der Ferne, versteckt unter hohen schattenspendenden Bäumen, die Acker und ziegelroten Lehmhütten des Dorfes mit ihren dicken Strohdächern. Wir waren eine Weile über die schmalen Säume der Reisfeldraine gewandert und standen nun dicht vor einer kleinen Gruppe arbeitender Menschen. Den stets höflich erwiderten Gruß »Namaste« entrichtend hielten wir einen Moment inne.

»Ich finde, dass diese Menschen glücklich und zufrieden aussehen und sicherlich bei diesem guten Zustand der Felder keine Not leiden.«

»Sicher nicht. Ganz im Gegensatz zu vielen Städtern und sogar Händlern sind diese Bauern relativ wohlhabend. Das Lehmhaus darf nicht über eine gewisse Art der wirklichen Vollversorgung hinwegtäuschen. Am Lebensnotwendigen für Körper und Seele mangelt es wirklich nicht.«

»Vielleicht aber für den Geist«, warf ich ein.

»Wieso?«

»Nun, was machen diese Menschen schon. Werden geboren, wachsen in Geborgenheit auf, werden gute Bauern, haben genug zu Essen, zetteln keinen Krieg an und sterben irgendwann in angemessenem Alter an irgendeiner natürlichen Krankheit.« Und setzte hinzu: »Was also haben sie gehabt vom Leben?«

»Sie kennen doch Goethe: Und wenn das Leben köstlich gewesen ist, so war es Müh und Arbeit«, erwiderte der Captain. »Was also sollten sie vermissen?«

»Geistige Auseinandersetzung. Kultur, Politik. Theater, Bücher, Filme, Diskussionen, Schulung, Weiterbildung«

»Das mit der Politik meinen Sie hoffentlich doch nicht ernst«, lachte mich der Captain an.

»Na ja, halb schon. Schließlich gehört eine ernsthafte Diskussion um die Gestaltung der Gesellschaft mit zu den Formen des Fortschritts.«

»Welchen Fortschritts?« fragte er mich und sah mich dabei ganz ernst und groß an.

»Sie können einen ganz schön den Mut nehmen«, entfuhr es mir, gar nicht mehr fröhlich. »Wollen Sie anzweifeln, dass zwischen Ackerbau Kulturen und den Erfindern von Relativitäts- und Urknall-Theorien ein kleiner, aber deutlicher Unterschied besteht?«

»Welcher Art sollte dieser Unterschied sein?«

Er sah mich nach wie vor mit einem fragenden Blick an. Ich war völlig verunsichert.

Was mich am meisten überraschte, ich konnte noch nicht einmal auf Anhieb eine Antwort geben. Richtig mühsam musste ich die Argumente zusammensuchen.

»Wie auch immer. Jedenfalls haben wir es geschafft, dass der einzelne nicht mehr so viel arbeiten muss.«

»Ach ja.« Sein ironischer Unterton war unüberhörbar. »Und was machen 99 % der Zivilisationsmenschen in ihrer sogenannten Freizeit? Sich beschäftigen! Mit irgendetwas, was Arbeit, Mühe und Anstrengung ist. Nur hat man ihnen geschickt verkaufen können, dass es ‚Frei-‘Zeit ist. Und alles was freiwillig ist, ist keine Arbeit? Oder?«

»Fernsehen ist keine Arbeit«, erwiderte ich trotzig.

»Nun gut, dann ist es Entspannung. Aber ihr abendliches Haschpfeifchen haben diese Leute hier auch. Das ist inneres Fernsehen.«

Ich sah ihn fast böse an. Irgendwie war mir im Moment nicht nach Diskussion. Zu stark hatte er meine Grundfesten der Überzeugung ans Wanken gebracht.

Wir setzten unseren Weg fort.

Mir wurde unsere eigene Vergangenheit bewusst. Und, dass sie noch gar nicht so lange her sein konnte. Sprichworte wie ‚leeres Heu dreschen‘ und ‚wie ein Ochs im Kreise drehen‘, auch ‚die Spreu vom Weizen trennen‘ und alles dies mehr bot sich meinen Augen.

Auf einer der nun trockenen Reisfeldparzellen hatte man einen langen Pfahl eingeschlagen. Gekrönt wie mit einem Erntedankschmuck. Fünf Kühe, an kurzer Leine, stampften stoisch im Kreise. Einige Burschen verteilten vor und hinter ihnen die Ährengarben und das Stroh.

Das ganze war überhaupt Männersache. Einige wenige Frauen saßen abseits am Feldrain und hatten den sie umgebenden Töpfen nach zu schließen für das Essen zu sorgen.

Die Männer, Kinder, Burschen, Greise, teilten sich in die verschiedenen Arbeiten. Lachend, gestikulierend, schwatzend, vergnügt. Die Früchte harter Arbeit nun vor Augen sehend, mit der Gewissheit, dass für ein paar Monate keine Sorge ums tägliche Essen sein braucht.

»Schauen Sie sich hier Ihren Fortschritt an,« unterbrach der Captain unser Schauen, »jeder Unternehmensplaner hätte seine Freude an so viel perfekter Organisation. Ein Höchstmaß an Arbeitsteilung, wobei der Einzelne verschiedene Funktionen ausüben kann, also keineswegs arbeitsplatzgebunden ist. Perfektes Timing. Versorgung und Entsorgung klappt. Verpflegung sichergestellt.

Arbeitsmittel in Schuss. Arbeitsmoral bestens. Arbeitstempo voll ausreichend. Und das alles just-in-time.«

Es klang zwar seltsam, solch technokratische Beschreibung im scheinbaren Zustand der Vergangenheit zu hören. Nichtsdestoweniger war es völlig korrekt. Mir fielen die Dritte Welt-Shops ein. Von ‚Selbsthilfe-Cooperativen‘ war da die Rede oder ähnlichem. Politologische Phrasendrescherei für uralte Organisationsformen.

Mir wurde der Unterschied zwischen Stadt und Land bewusst. Nicht Besiedlungsdichte oder politische Strukturen, Elektrizitätsversorgung und Krankenhaus-Nähe machte ihn aus. Sondern hier, auf dem Land, die Gemeinsamkeit. Dort, in der Stadt das Alleinkämpfertum. Jeder für sich. Jeder gegen jeden. Für die eigene Tasche, bestenfalls für die eigene Familie.

Dort, wo die Menschen dicht an dicht lebten, lebten sie allein. Hier, in der relativen Einsamkeit, suchten sie die Gemeinschaft.

Sicherlich würden spekulative Planer, Politiker und Phantasten sofort nach jener Waagestellung aus beiden Gegebenheiten suchen wollen, die dem Ideal komplizierter gesellschaftlicher Wertvorstellungen nahe kam.

Solche ausgeglichenen Zustände schienen inmitten der unbeeinflussbaren Realität völlig absurd. Da waren Regenzeit und Trockenperioden, die Zeit zum Säen und Ernten. Wer hier diskutierte, anstatt zu handeln, hungerte anschließend. Wer sich absonderte, verzichtete auf oft dringend benötigte Hilfe, war Bettler, wenn die Erfordernisse seine Kraft überschritten.

Dies in Gedanken, hörte ich den Captain sagen: »Sie haben mir immer noch nicht beantwortet, was Sie unter Fortschritt verstehen.« Als ich ihn zwar gequält lächelnd ansah, aber stumm blieb, setzte er sehr ernst hinzu: »Bedenken Sie bitte, dass Fortschritt wörtlich genommen heißt, sich von etwas zu entfernen. Ohne dass ein Ziel bekannt sein muss.«

»Also wäre Tradition, die Bewahrung des Bisherigen, die bessere Einstellung?« fragte ich ihn sehr direkt.

»Wissen Sie, selbst die sprichwörtliche Münze hat mehr zu bieten als zwei Seiten«, lächelte er mich an.

Reise

Reisen wir, um anzukommen. Gelangen wir dort hin, wo wir es uns erhofft haben? Was, wenn das Jetzt und Hier, in dem wir leben, ein Dort und Bald vermissen lässt?

Im Schatten mildfächernder Palmen saß ich und las ein Buch, welches ich in einem kleinen Laden entdeckt hatte. ‚Buddhas Life‘, das Leben des historischen Prinzen Siddharta Gautama, der als Buddha Shakjamuna einer jener – ja, was denn? – wurde, die den Kreislauf des Leidens überwunden hatten und ins Nirvana eingingen.

Einer unter zigmillionen. Einer alle 5.000 Jahre. Die Schilderung glich ihrem Wesen, ihren Worten, ihrem Wirklichkeitsgehalt nach Mythen und Mären, die als Ramayana, Gilgamesch-Epos oder Nibelungensage, die Jahrhunderte, Jahrtausende überdauern und einfach nett anzuhören sind.

Der Captain hatte sich ebenfalls in die relative Kühle des Schattens zurückgezogen, störte mich jedoch beim Lesen nicht.

Ich hatte schon lange den kleinen Band beendet und mich wohllich im bequemen Korbessel zurückgelehnt, mich von der streichelnden Meeresbrise, dem Palmwedelrauschen, dem dumpfbrausenden Donnern der Meeresbrandung und dem heiseren Rabengekrächze einlullen lassen und hing meinen Gedanken nach.

Sie trieben und stieben, wie die schleierarmigen Wolkenfetzen. Unstet, drängend, raumfüllend. Nahmen bald drohende Formen und Farben an, zerrissen, zerrannen, zerrupften dann. Gaben Blicke in die Himmelferne frei, schwangen schwarze schwere Regenbäuche, änderten die Stimmung des Bildes fast mit jedem Augenblick. Wolkenflüchtige Gedanken.

»Irgendwie gleichen solche Religions- und Philosophie-Geschichten sich alle. Ob Jesulein zart in musikalischer Weihnachtswiege, beschützt von Stieren, Sternen und Strahlen des heiligen Geistes oder die siebenköpfige Nagaschlange, Buddha im Moment seiner Erleuchtung vor den bösen Geistern schützend – wie gleichartig. Die Dreieinigkeit des biblischen Gottes und die Trinität der hinduistischen Führungsspitze, ein Zufall?

Buddha versucht alle Formen der geistigen und körperlichen Askese, Jesus wird in der Wüste vom Teufel genarrt und versucht.

Auferstehung in den Himmel, Eingehen in's große Nichts, das Nirvana.

Es klingt so schön. Zu schön. Aber auch so einfach. Zu einfach.

Der achtfache Pfad. Die zwölf Gebote. Das Rad der Lehre, der Regenbogen göttlichen Zeugnissen im alten Testament.

Es ist so ...«

Ich beendete den Satz nicht, weil ich nicht wußte, was es denn nun sei. Der Captain hatte mir mit wachsender Aufmerksamkeit zugehört und blickte mich nun mit auffordernden Augen an.

»Es ist zu schön, um wahr zu sein«, sagte ich schließlich. Sicherlich keine sehr geistreiche Bemerkung, dafür aber eine sehr ehrliche.

»Nun ja, da gibt es nicht wenige, die werfen in der Tat auch alles in einen Topf. Sie haben es doch in Nepal gesehen. Plötzlich wird aus einem Prinzen, der ohne Zweifel tatsächlich gelebt und gelehrt hat, aus einem normalen Menschen also ein Mitglied der hinduistischen Götterriege. Er wird zum Gott erklärt«, setzte der Captain meine Gedanken fort.

»Genau wie Jesus!« erwiderte ich spontan.

»Nicht ganz. Immerhin haben die Autoren des Neuen Testamentes ihm die Aussage zugeschrieben, Gottes Sohn zu sein. Und erst in dieser Funktion wird er ein Teil der göttlichen Einheit.«

»Aber in Nepal geschah es ja nur, weil die Menschen offensichtlich überfordert waren, den rein abstrakten Wesenskern der eigentlichen Botschaft zu begreifen.«

»Wieso waren?« sah mich der Captain an, »und wieso nur in Nepal?«

Ich schwieg sehr nachdenklich.

Vor meinem geistigen Auge tauchten sie auf, die Irrungen und Wirrungen religiöser und abergläubischer Wortklaubereien.

Die Heerscharen der Esoteriker, die Legionen der biblischen Eiferer, die Masse derjenigen, die blind und gedankenlos den Ritualen nachgingen und übernommene Phrasen murmelten. In Tempeln, Kirchen, Moscheen.

Am heiligen Sonntag, am heiligen Sabbat, am heiligen Freitag. Zu Vollmond, Neumond. Neujahr. Jesus Geburtstag, Buddhas Geburtstag, des Propheten Geburtstag.

Heidnisches Datum für's christliche Weihnachtsfest. Kalenderbeginn bei der Inkarnation eines Gottes. Feiertags-Daten in der Macht der Sterndeuter.

Priesterlatein. Lamageheimnisse. Magiersprüche.

Was war es denn anderes als die primitive List und machterhaltende Tücke, das Unbekannte zum Göttlichen, das Unerklärliche zum Geheimnis und das Unbegreifliche zum ausschließlichen Wissen der Hohepriester zu erklären.

Was dem Volk bleiben sollte, war einleuchtende Simplifizierung, die keinen Widerspruch duldet.

An diesen Prinzipien, freilich, hatte sich seit Zeiten überlieferter Historie nichts geändert.

Alles dies sagte ich dem Captain. Leidenschaftlich, empört, verbittert. »Was stört Sie an alledem«, fragte er mich völlig gelassen, als ich geendet hatte.

»O, etwas sehr Wichtiges!« Ich drehte mich zu ihm um und sah ihn herausfordernd an. »Die Wahrheit. Das ist es. Es kann keine Wahrheit geben, die im Vatikan anders gelehrt wird als im Kloster von Lhasa. Ein Bauer, der hauptsächlich auf dem Feld arbeitet und wenig zum Denken kommt, eine Sekretärin, die von ihrem Chef mit Diktaten überlastet wird, müssen in der kurzen Zeit ihrer Ruhe das Prinzip der Wahrheit ebenso fassen können wie ein Studierter. Sei er Mönch, Philosoph oder meinetwegen die Inkarnation eines höheren Wesens.

Die Wahrheit darf und kann kein Instrument der Macht sein. Keine Waffe der Intoleranz. Kein Spekulations-Objekt. Wer die Wahrheit anderen vorenthält, spekuliert mit dem eitlen Trieb des Größenwahns.«

Ich hatte mich in Eifer geredet, er schaute mich interessiert, fast lächelnd an. Es ließ mich ein wenig stutzen. Hatte ich denn so unrecht?

Ganz leise, fast unsicher setzte ich hinzu: »Wenn es doch des Menschen Aufgabe ist, seinem Mitmenschen zu helfen, dann kann dies doch einzig und allein darin bestehen, aus reinem Herzen und mit geistiger Aufrichtigkeit über die Wahrheit dieses Lebens, unseres jetzigen, einzigen Lebens zu reden.«

Während ich dies sprach, klang mir eine Frage im Ohr, die ich von ihm erwartete. ‚Wieso soll es des Menschen Aufgabe sein, dem anderen zu helfen?‘ Doch er sagte es nicht, sondern vielmehr etwas, was mich sehr überraschte.

»Die Wahrheit ist nicht mit Worten zu fassen.«

Ich blickte überrascht auf. »Auch nicht in Bildern, steinernen und geistigen,« fuhr er fort, »erst recht nicht in Lehren und Gesetzen.«

Ich fühlte in mir verzweifelte Leere aufsteigen. Drückende Ratlosigkeit. Schmerzende Einengung.

Ich fragte: »Wenn Worte, Bilder, Symbole, wenn also des Menschen Ausdrucks- und Denkmittel nicht helfen, die Wahrheit zu erfassen, wie soll er sie denn je erfahren?

Also bleiben wir abgeschnitten von dem, aus dem wir sind, für das wir sind, in dem wir sind, wer wir sind?

Bleibt uns nur die Hilfhypothese einer Religion? Der Streit um Philosophien? Steingötter, weil wir das wirklich Göttliche ohnehin nicht begreifen, nicht denken können?«

»Wahrheit können Sie nicht durch Denken erforschen. Denn Denken ist nur ein Teil, ein kleiner, unbedeutender Teil der Wahrheit.«

Dies verstand ich nicht. Obwohl mir mein Gehirn klarzumachen versuchte, dass es ja genau das gewesen sei, was er mir gesagt hatte. Durch Denken kommt man dem Leben, der Wahrheit, nicht auf die Spur.

Ich saß da, völlig verwirrt. Er muss es mir angesehen haben. Denn sehr aufmunternd sagte der Captain zu mir: »Wollen Sie die Wahrheit ein wenig kennenlernen?«

Ich nickte nur, gedankenverloren.

»Kommen Sie mit«, sagte er. »Kommen Sie mit, aber seien Sie bereit, zu vergessen. Denn Ihr Wissen ist es, was Sie am Erkennen hindert.«

»Falsches Wissen?« fragte ich erschrocken.

»O nein. Wissen kann niemals falsch sein. Aber anwenden kann man es falsch.«

Das erschien mir sehr einleuchtend. »Wo gehen wir hin?«

Er lächelte mich nun an. Lange. Freundschaftlich. »In uns«, sagte er schließlich.

Ich

Jeder kennt dies: Begegnet man einer fremden Person, bis dato noch nie gesehen, kann man das Gefühl haben, sie wäre irgendwie einzuordnen; das Individuum, das Einzigartige, so etwas wie charakteristisch-typisches einer irgendwie gearteten und charakterisierten Typologie. Die Variante eines Prototyps. Rückwärts betrachtet: Bin denn auch ich nichts anderes als die xte Wiederholung des ewig ähnlichen Menschen dieser und jener Rubrik, Art und Weise, einer ‚Sorte‘? Und doch nicht das, als was ich mich fühle, das einzigartige des Ichs?

Wir hatten Reiseflughöhe erreicht, das Wetter zeigte sich stabil – flugtechnisch gesehen.

Mir wurde die Monotonie der Geräusche und Bewegungen bewusst. Das leichte, beständige Schaukeln, das hochfrequente Vibrieren,

Reflexionen der Turbinen. Das gepreßte Zischen der Frischluftdüsen, ununterbrochener Strahl Lebensenergie.

Die Nadeln der Instrumente verharrten brav, in der Digitalanzeige der Position verrannen gemächlich Breiten- und Längengrade und boten die einzige Möglichkeit, aus der Unendlichkeit der Bewegungslosigkeit in das kurze Leben des rationalen Bewusstseins von Bewegung und Zeit einzutreten. Ein Tick-Tack, nicht gemessen in Sekunden sondern in Bruchteilen von Meilen.

Zuweilen brummte der ganze Rumpf wohlig-sanft in einer leichten Böe oder einer minimalen Disharmonie der Motordrehzahlen.

Ich gab mich diesem Gefühl der Monotonie hin. Bald hörte ich darin laut und deutlich die eigenen Herztöne. Ihr Schlagen schien

kontrarhythmisch, obwohl alles um mich von keinerlei eigenem Rhythmus war, sondern andauernde Beständigkeit. Irgendwie glaubte ich plötzlich, das Herzschiagen könnte Vorausbote einer Erwartung, vielleicht sogar einer Angst sein. Ich mochte einfach nicht glauben, dass diese Ruhe von Dauer, die Sicherheit beständig war. Jeden Moment erwartete ich das Schrillen irgendeiner Alarmklingel, eine Böe, die das Flugzeug wild schaukeln lässt oder ein Krächzen aus dem Lautsprecher als Funkbefehle zur Kursänderung.

Nichts geschah. Dieses Nichts machte mich gereizt. Es war nicht aus meiner Erfahrungswelt. Der Captain gab seinem Co die Anweisung, die Flugdurchführung zu übernehmen – »You have control!«, »I have control« – und lehnte sich wohligh zurück. »Ich gehe auf Tauchstation.« Das war sein Ausdruck, um allen unmissverständlich seine Ruhepause anzukündigen, oft Zeit für uns, zu diskutieren.

Vielleicht war es meine aufgekrazte Stimmung inmitten relativer Ruhe, jedenfalls fuhr ich massives Geschütz auf.

»Sie haben Ihre Lektion in Buddhismus schlecht gelernt, Captain. Ein ‚Ich‘ gibt es nicht!«

Er schwieg. Beharrlich. Ich war mir nicht sicher, ob er einfach keine Lust zum Antworten hatte oder noch von mir eine weitere Bemerkung erwartete. Also versuchte ich es noch einmal.

»Ihr Ego scheint nur bei Taten präsent zu sein, wenn nichts geschieht, ist es überflüssig.«

Er nickte mit dem Kopf und murmelte »Gutt gutt«. Mit zweimal hartem t.

Ich bemerkte mein eigenes verblüfftes Gesicht und begann, über meinen Satz nachzudenken. War er so falsch – oder so richtig?

Schließlich gab ich es auf, weil mir kein klares Ergebnis einfallen wollte. »Dann gehe ich eben auch auf Tauchstation«, brummte ich verärgert.

Darauf schien er gewartet zu haben. »Sie geben also Ihr Ich auf?« Das Fragezeichen war nicht zu überhören. »Für wie lange?« setzte er hinzu.

»Ich denke gar nicht daran, kein Ich zu sein. Denn wenn ich kein Ich wäre, könnte ich auch kein Ich aufgeben.«

Dieser schlaue Fuchs! Es gelang ihm immer wieder, einem Satze zu entlocken, an deren Verständnis man sich geradezu verschluckte. Nun wußte ich gar nicht mehr, ob ich Blödsinn geredet hatte oder ob es nicht doch voller Logik war. »Nur ein eigenständiges Ich führt zu bewussten und gewollten Gedanken und Taten.«

Ich versuchte es gewissermaßen juristisch. »Also, irgendetwas, was mit dem Körper des Einzelnen zu tun hat und sein Ich ist, muss es geben. Sonst könnte Mord nicht bestraft werden. Denn entweder töte ich dann nur etwas, was noch einmal vorhanden ist, als Ursache oder Wirkung nämlich. Als Ursache oder Folge des Ichs. Ich töte in Wirklichkeit nur ein Duplikat irgendwelcher Ursachen, ‚Ich‘ genannt. Oder man tötet mit einem Menschen die ganze Welt. Weil für jedes Ich nur die Welt aus sich selbst bestehen kann.«

Der Captain wiegte den Kopf. »Letzteres ist ethisch gesehen fast schon perfekt. Aber es gibt wenig Aufschluss über den Widerspruch im Wörtchen ‚Ich‘.«

»Ich ist mein Wille.« Sehr bestimmt sagte ich es.

»Dann gibt es also kein Ich, sondern einen Willen. Ist der frei oder abhängig?«

Schon wieder hatte er mich ins logische Schach gesetzt.

Doch dann fiel mir eine gute Lösung ein. »Ich ist mein Bewusstsein. Ich kann deutlich zwischen mir und der übrigen Welt unterscheiden.«

»Woraus entsteht Ihr Bewusstsein?«

Verflixt, war diesem Wort denn gar nicht beizukommen.

Also von vorne. »Ich bin ein separater Körper. Er entsteht aus Samenzellen, einem Ei und einer ganzen Menge chemischer Stoffe inklusive Wasser. Dieser Körper hat Funktionen. Er atmet, verdaut, meldet Hunger und Durst, denkt ...« Ich stutzte abrupt.

Nein, er sollte sie nicht stellen, die Frage, die kommen musste, aber er stellte sie. »Also Ihr Körper denkt und nicht Ihr Ich.«

Mir war das alles zuviel. »Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht.«

Prompt hörte ich: »Da es offensichtlich und auch nach Ihrer anfänglichen Bemerkung kein Ich gibt, ist auch das Nichtwissen nicht vorhanden. Also wissen Sie es.«

Das war zuviel. Was es auch immer wäre, ich wünschte ihm jetzt wirklich von ganzem Herzen irgendeine technische Störung, mit der er sich hätte beschäftigen müssen.

Stattdessen ging er vergnügt ‚auf Tauchstation‘ und ließ mich ebenfalls sprachlos in ein Meer von Gedanken tauchen.

Mich? Welches mich? Welches Ich? Wessen Gedanken? – Mit der Ruhe war es vorbei. Nicht der des Fluges, aber meiner.

Dimensionen

Wir müssen mit Grenzen leben. Grenzen, die in uns selbst begründet sind.

Das Licht entschloß sich, die Nacht zu töten. Über den kargen, menschenfeindlich schroffen Felskrusten der anatolischen Gebirgsketten zeichnete es einen deutlichen hellbraunen Strich quer über den Horizont, so dass Himmel und Erde in zwei samt-schwarze Hälften geschnitten wurden.

Die fahle Blaublässe des ersten Streifens am Horizont gewann bald an Farbintensität und schon wenig später war der gesamte östliche Himmel von der Regenbogenskala des eisblauen, saphirblauen und ozeanblauen Lichtes überzogen.

Wir überflogen, aus Zentraleuropa kommend, gebirgs-wüstenleeres Land. Inzwischen hatte der Strahlenvogel den Luftraum über dem geschichtsschwangeren Zweistromland erreicht. Über diesem an Erinnerung reichen und an gegenwärtigem Leben armen Land lag ein zarter Schleier, der die Erde vor den drohenden wassertötenden Strahlen der heraufziehenden Sonne zu schützen suchte.

Als die Maschine die Küsten zum Indischen Ozean überflog, wurde auf das himmlische Prospekt das Glutorange der aufgehenden Feuerkugel gezeichnet. Mit einer gleißenden Helligkeit brach sie in das immer unruhiger werdende himmlische Farbspiel ein und sorgte für eine sofortige Umwandlung aller intensiven Farbtöne in ein dem Weiß zugeneigtes Strahlen.

Nur der Ozean, still wie zur Zierde von lieblichen kleinen Wellen gekräuselt, gewann unter der stärker werdenden Kraft des himm-

lischen Feuers an mächtiger Farbintensität, bis sein Blau dem des sich endlos wölbenden Himmels entsprach.

Am Horizont deutete eine unnatürlich gerade, glänzende Spur auf der samtigen Oberfläche des poseidon'schen Reiches auf das Auftauchen eines Schiffes. Und richtig, nach wenigen Sekunden bog ein kontrastschwarzer Punkt in der blauen Einöde dem Auge einen orientierenden Anhalt.

Die Weite der unendlichen See ging eine Verbindung mit der Zeit ein, die sich über der abwechslungslosen glimmernden Wasseroberfläche ebenfalls über den Horizont hinaus zu dehnen schien. Unendlich langsam nur, so wie sich das Schiff an der weggewehten Rauchfahne an einen Punkt zu heften schien, so unendlich langsam drehten sich die Zeiger der Uhr über die zwölf Striche ihres Skalenrunds.

Die vier Dimensionen Höhe, Breite, Tiefe und Zeit reduzierten sich auf Null.

Indem wir höher flogen, als uns unsere angeborenen Eigenschaften, uns gehend auf dem Erdboden zu orientieren, verloren wir das Gefühl für räumliche Dimensionen, die uns fassbar scheinen. Indem wir endlich einmal, gezwungen durch die Strecke und damit Zeit, in der wir in die Röhre des Flugzeuges gefangen sind, verlieren wir das Gefühl des Seins an einem definierbaren Aufenthaltsort mit Bezug zum Irdischen. Durch die Monotonie des Erlebens war die Grenze zwischen Vergangenheit, soeben, jetzt im Moment und dem zu erwartenden Kommenden eine Belanglosigkeit geworden.

Und solche Formeln wie ‚Geschwindigkeit ist Weg durch Zeit‘ schwebten in theoretischen Sphären, die man eher verspotten denn zur Basis weisen Wissens nehmen wollte. Wobei eine, zwangsläufig, wieder dieser Magier des manipulativen über-die-Welt-Hinausführens, eben Albert Einstein einfallen musste. Ich versuchte den Captain aus seinem Schwebestand zu bringen.

»Hat er denn nun recht, unser Ulm-Schweizer-USA-Bürger, wenn er sagt, das Universum bestehe aus mindestens vier Dimensionen und ohne die vierte, die Zeit, sei es nicht erklärbar. Sie müssen es doch wissen. Sie düsen doch ständig durch die drei Dimensionen Breite-Länge-Höhe und wahrlich auch durch die Zeit, und das zur Genüge. Und Sie berechnen doch auch das Universum, zumindest Teile davon, sonst kämen Sie ja nie an, wohin es Ihr Flugplan und Dienstauftrag vorschreibt.«

»Nein, nein, vier sind es nicht«, murmelte er, um hinzuzusetzen
»es sind derer mehr.«

»Mehr? Und welche sind das, wie heißen sie?«

»Brauchen sie denn einen Namen?«

»Um ihre Bedeutung zu erfassen wenigstens eine Funktionsbezeichnung.«

Nachdem er noch ein paar prüfende, konzentrierte Blicke auf die Instrumente geworfen, seine Karten geprüft und ein paar Schalter und Knöpfe betätigt hatte, konnte er sich wieder meinen mentalen Flugplänen widmen.

»Um von A nach B zu kommen, brauchen Sie die Quadranten, also Punkte auf der Erde, die Ihnen die Entfernung und den Winkel ausgehend von einem Ort nennen, den Sie als Referenz akzeptieren, richtig?« Er wartete meine Antwort erst gar nicht ab und fuhr fort »und erst dann können Sie, bezogen auf eine definierte geplante Reisegeschwindigkeit auch die Zeit ausdrücken, die die Entfernung von A nach B ausmacht. Und, Mathematik ist da simpel bis zum Abwinken, umgekehrt können Sie von allen Formelkonstellationen die jeweils fehlenden Werte ausrechnen oder ihre Positionsmöglichkeiten abstrakt definieren. Richtig? – Doch eins können Sie nicht!«

Wollte er nun, dass ich ‚und was kann ich nicht?‘ fragte oder war ihm klar, dass ich seine Antwort für eine Pflichtantwort hielt? Wohl letzteres, denn ohne einen Mucks von mir erfuhr ich sie.

»Sie können nicht beantworten, in welche fünfte Dimension die vier anderen eingebettet sind. Außer Sie behelfen sich mit einer furchtbaren Peinlichkeit des Nichtwissens, indem Sie jetzt sagen, es sei das Universum. Das Welten-All.«

»Aber ... – aber, aber das muss es doch wohl sein?«

»Ok, wenn Sie meinen. Und wieviel Dimensionen hat das Universum? Hat das auch eigene Längen, Breiten, Höhen, Zeiten, Tiefen, Richtungen, Energiezustände, – und wo, bitte, in was ist das Universum eingebettet mit seinen Dimensionen? In andere Dimensionen? Und diese ...« Zum Glück meldete sich gerade eine Überflugkontroll-Leitstelle und wies uns an, auf einen anderen Flightlevel zu steigen. Das gab mir Zeit, mir das Unvorstellbare zumindest so zu sortieren, dass ich überhaupt wissen oder ahnen konnte, über was ich vor- und nachzudenken mir nun als Aufgabe stellen sollte.

Die Welt also, die Erde, jene Kugel, auf der wir lebten und die wir in Teilen zu umrunden uns gerade anmaßten, ist winzig winzig winzig kleiner Teil eines Sonnensystem, dieses eines Sternensystem, das Sternensystem wiederum nur eines unter Milliarden und Abermilliarden anderer Sternensysteme und viel mehr, als dass es wohl seit 14 Milliarden Jahren mit Lichtgeschwindigkeit sich ausdehnt, entstanden aus einem Urknall mit unvorstellbar hoher und alle Extreme, die wir definieren können, übersteigender Dichte per Definition in einem so genannten Urknall entstanden. Mathematik, Astrophysik und noch einige mythische Geistesfächer mehr wollen auch berechnet haben, wann die Expansion ein Ende findet und da der Mensch nicht anders kann als seiner beschränkten Logik zu vertrauen, nehmen die Experten an, nach Ende der Expansion müsse die Implosion stehen, das wieder zurück auf null, auf die Dimensionen des Urknalls. Und dann?

Bis zu diesem Punkt war ich gekommen, als der Captain mit seinen Prozeduren fertig war und mich mit einer kurzen Bemerkung vollends aus der Dimension meiner Vorstellungskraft

schleudert, urknall-ähnlich: »Woher wissen Sie eigentlich dass das, was Sie Dimension nennen, auch wirklich eine Dimension ist?«

Wieso auch wirklich eine Dimension ist? Ich versuchte mich zu erinnern, was ich über das Wort wusste. »Dimension, Dimension – auf jeden Fall ist das so etwas wie Größe, Volumen, Ausmaß, Entfernung, Menge, oder sogar Gewaltigkeit ..., ...?«

»Ach was, überhaupt nicht, ganz und gar nicht« fuhr er mir fast schon direkt ins Wort, »Dimension ist nichts anderes als das Maß, also eine Wert-Einheit. Denn wenn Sie es auf ‚big‘ beschränken, ignorieren Sie doch alles was winzig ist, diese Nano-Ebene, diese Dimension des schier unendlich kleinen!«

Wo er recht hatte, hatte er recht. Also, was ist Dimension, stellte ich mir erneut als Denksportaufgabe. Und just, als ich nicht so recht weiter wusste, kam er mir zur Hilfe. «Eine Dimension ist nichts anderes als ein Hilfswerkzeug zum Denken, denn sie stellt eine Beziehung zu etwas her, was als bekannt und anerkannt gilt. Eine Dimension kann jede Dimension haben. Eine relative un-deine absolute. Eine kennen wir ja alle, die Autoreferenz.»

Ich grübelte. »Nein, glaube ich nicht, mit dem Begriff Autoreferenz überfordern Sie wohl die meisten. Das ist wohl kaum einem bekannt und bewusst.«

»Da widerspreche ich Ihnen aber sehr heftig«, kam der Captain mit schneller Replik. »Ich kenne unendlich viele Menschen, die so denken. Oder kennen Sie einen einzigen Menschen, der alles, was ihm begegnet und geschieht, nicht auf eine einzige Dimension zurückführt, nämlich sich selbst!?«

Konnte ich ihm da widersprechen? Nicht ein einziges noch so schwaches Argument fiel mir in diesem Augenblick dazu ein. Außer »dann gibt es ja vielleicht zwei Sorten von Dimensionen. Die des Menschen, die sich im ausschließlichen Selbstbezug auslebt – denn das Universum und seine Dimensionen, so viele es

auch sein mögen, und wo sie auch immer angesiedelt sind, werden ja nicht die Eigenständigkeit haben, sich auf sich selbst zu beziehen.«

»Tun sie ja auch nicht. Wir Menschen täten es allenfalls mit ihnen. So vieldimensional auch das Universum ist, so eindimensional ist und bleibt der Mensch, da er nur sich, und nur sich zum Maßstab hat.«

Eindimensional. Einseitig. Einmalig? ‚Nein‘, fiel mir eher ein, ‚einfältig‘. Und plapperte es gradheraus »Einfältig!«

»Passt«, kam zur Antwort, »wir gehen eh gleich in den Sinkflug. Will sagen, wir nähern uns Zero. Dem Null-Niveau.«

Haus

Visionen und Phantasien bilden die Grundlage der erkennbaren Realität. Diesen Widerspruch aufzulösen, bedarf es der Lust, sich selbst permanent in Frage zu stellen.

Wir gingen durch weite, lebensgrüne Reisfelder. Hier waren die kleinen, abgrenzenden Dämme die einzigen Wege zwischen den Dörfern. Trampelpfade, die den Balanceakt zwischen üppigem Naturreichtum und dem Absturz in den zähen Morast der Mühseligkeit menschlicher Naturgestaltung trefflich symbolisierten.

In jener nur so scheinenden Idylle fielen mir nicht nur durch den farblichen Kontrast – gegen regengrün – die vielen kleinen Hütten auf, die sich teils unter kleine Palmgruppen duckten.

»Na ja, Häuser sind das ja nicht gerade. Eher Behausungen, Ställe, Hütten«, sinnierte ich, mehr im Selbstgespräch.

Der Captain sprang geschickt über einen frisch geschaukelten Verbindungsgraben zwischen zwei gefluteten Reisfeldern. »Welche Vorstellungen von Haus haben Sie denn?«, fragte er mich.

Ich überlegte eine Weile. »Haus, das ist für mich gefühlsmäßig mit Schutz verbunden. Ich bezweifle, ob man sich in einer solchen Strohhütte geschützt fühlen kann. Die kippt doch beim Sturm um und bei Monsun dürfte es drinnen ebenso naß sein wie draußen.«

»Und vor allem«, fügte ich hinzu, »bedeutet Haus für mich die Möglichkeit, eine feste Türe hinter mir zuzumachen und die Welt draußen zu lassen. Für mich allein zu sein. My Home is my castle, oder so ähnlich.«

»Wenn aber nun einer nicht allein sein möchte? Und wenn es statisch gesehen bei Sturm viel besser ist, wenn eine Wand Löcher

hat — als Schlupflöcher für den Wind gewissermaßen, damit der Winddruck gemildert wird? Wenn in dumpfen Tropennächten Luftzug die einzige Labung ist, so urgemütlich wie ein bullernder Kanonenofen in einer kleinen Holzhütte während des Winters in den Bergen? Was wird dann aus all Ihren Vorstellungen von Haus?«

Funktionell gesehen konnte ich ihm nicht widersprechen. Sicherlich waren diese scheinbar primitiven Hütten nicht allein aus Mangel an Baumaterial so konstruiert — in ihnen steckte jahrtausendealte Erfahrung im Umgang mit Wind und Wetter, Material und Möglichkeiten. Dennoch — mir blieb ein innerer Rest Unbehagen.

Urplötzlich fiel mir der Begriff Höhle ein. Nicht drohend, nicht unheimlich. Ganz im Gegenteil. Schützend, einladend, Geborgenheit vermittelnd. Tiefenpsychologen hätten sicherlich ihre Freude daran, sofort weiter zu assoziieren: Mutterleib, Leibeshöhle, Erwachen des Geistes und des Bewusstseins im keimenden Lebewesen. Mir schien dieser Gedanke dennoch fremd.

Ich versuchte es viel einfacher. »Vielleicht stelle ich mir vor, dass ein sicherer Schutz — ein Ort des gesicherten Rückzuges, der Erholung und des Kräftesammelns — ein allgemeines menschliches und über alle Kulturen hinweg bestehendes Grundbedürfnis des Menschen ist. Denn wie kommt es, dass auch diese Landmenschen, sobald sie sich in größeren Gemeinden ansiedeln, die wir Städte nennen, ebenfalls von ihrer Leichtbauweise abgehen und sich mit festen Mauern umringen. Übrigens mit oft kuriosen Verrenkungen.« Ich erinnerte den Captain an die vielen Slums in ganz Asien. »Was für eine Plackerei und Tortur, sich mit Wellblech und Bretter zu umhüllen, wo Bambus oder sonstiges leichtes Baumaterial viel einfacher zu bekommen wäre und ein Strohdach obendrein kaum etwas kostet. Wie kommt es,« fragte ich ihn, »dass die Menschen doch die feste Mauer brauchen, wenn sie nur dicht genug zusammengepfercht wohnen?«

Der Captain blieb mir eine Antwort schuldig. Stattdessen kramte er aus irgendeiner Tasche einen kleinen Zettel hervor und fischte aus einer anderen einen Bleistift. Er begann zu zeichnen.

Es war ein Gekritzeln wie aus dem Kinderreim »Das-ist-das-Haus-vom-Ni-ko-laus«. »Was ist das?« hielt er mir den Zettel entgegen.

»Ein Haus«, sagte ich, überzeugt und fragend zugleich. »Falsch. Das sind ein paar Striche. Mehr nicht.« Musste er einen immer so ausforschen?

»Unfair!« gab ich zurück. »Oder hätten Sie lieber gehört: es symbolisiert ein Haus?«

»Ich hatte Sie nur gefragt, was das ist. Sie haben mir aber geantwortet, was es für Sie bedeutet.« Er blieb stehen, schaute über die Felder und fragte, leicht versonnen: »Glauben Sie, dass irgendeiner dieser Bewohner bei einer so komischen Zeichnung auch auf Haus getippt hätte?«

Ein amüsanter Gedanke. Wie sollte ein Palmhütten-Bewohner aus einer Kritzel-Zeichnung ein fachwerkähnliches Giebelhaus assoziieren – wo er wahrscheinlich doch noch nie eines gesehen hat.

Wir gingen wieder ein paar Schritte weiter. Die Sonne glitzerte gleißend in der flachen Lehmschüssel der Felder und ihre Strahlen hüpfen im Wellengekräusel munter auf und ab. Stachelige Reischalme spießten als schwarze Silhouetten die Strahlenreflexe auf.

Der Captain hatte unterdessen weitergemalt. Ein Haus – pardon: die Zeichnung eines Hauses – in schöner Perspektive. Mit Fenstern, Eingang, Schornstein, einem Balkon. Er gab mir den Zettel. »Schauen Sie sich dieses Blatt genau an, lassen sie es eine Weile auf sich wirken und malen Sie in ihrem Geiste die Umgebung. Stellen Sie es in eine Berglandschaft oder an die See, meinetwegen auch direkt in die Reisfelder hier. Und dann – öffnen Sie die Türe und gehen Sie mit Ihren Gedanken hinein.«

Ich blieb stehen, denn ein blindlings Weitergehen hätte sich auf dem Stolperpfad nicht empfohlen, wenn ich nicht ein Schlammbad nehmen wollte. Es gelang mir leidlich, mich in jener Winzigkeit zu sehen, die der Hauszeichnung auf dem kleinen Blatt Papier angemessen war. Ich stand vor der Türe, schaute an der imaginären Hauswand entlang und drückte dann eine schwere Türklinke hinunter. Die Tür — eine dicke Holztüre — bewegte sich erstaunlich leicht. Ich stand in einem völlig dunklen Korridor. Nichts war zu sehen. Nach einer Weile glaubte ich eine mächtige hölzerne Stiege zu erkennen. Unsicher ging ich darauf zu. Schemenhaft erkannte ich einen langen Gang an der Treppe vorbei und einige Türen. Das Haus schien unbelebt, ja, unbewohnt. Mir fiel auf, dass alle Wände völlig schmucklos waren und keinerlei Teppiche oder Möbel in der Diele zu sehen war. Langsam ging ich auf die Treppe zu.

Dann öffnete ich die Augen, weil mir schlagartig bewusst wurde, wie intensiv ich mich in mein Traumbild einzuleben begann. Denn mein Arm zuckte, um sich am Treppengeländer festzuhalten. Ich lächelte dem Captain zu.

»Ein schlechter Architekt sind Sie. Das Stiegenhaus ist viel zu wuchtig«.

»Pardon,« gab er zurück, »ich werde mir demnächst mehr Mühe geben, Ihre Phantasie vorzusortieren. Aber was ich Ihnen damit zeigen wollte, haben Sie wahrscheinlich soeben sehr intensiv erlebt: aus einer flüchtigen Idee, einer winzigen und unvollkommenen Andeutung, einem Splitter der Erinnerung wird im Nu ein völlig neues und stimmiges Bild, dessen Bedeutung den ganzen Menschen umfaßt und erfaßt.«

»Und deshalb«, meinte er im Weitergehen, »spielt die reale Form eines Gegenstandes — ob Haus oder was auch immer — keine Rolle, wenn der Mensch in das Bild schlüpft, welches ihm von dem Gegenstand angeregt und vermittelt wird. Ihre Geborgenheit kann in diesem winzigen Stück Papier ebenso stattfinden wie hinter

dicken und mächtigen Mauern. Denn Sie sind stets dort, wo sich Ihr Bewusstsein gerade aufhält.«

Ich trat zufrieden lächelnd und mit geschlossenen Augen in eine der winzigen Palmhütten — und kam so doch noch zu einem weichen Bad im weichwarmen Schlamm. Begleitet vom dröhnend schallenden Gelächter des Captains, der vor lauter Lachen es mir bald nachgetan hätte.

Vertrauen

Die „Perle im Indischen Ozean“ – Sehnsucht, die im Weinen enden kann.

Colombo Airport. Das Rumpeln der Startbahn paßte zum Platzregen, der sich über das Flugfeld ergoß und die nahen Palmen kräftig schüttelte. Die Maschine schwang sich mit einem bockigen Ruck in die Regenluft und schweifte im weiten Bogen über die Lagune von Negombo. Deutlich war die Gischt der strandrollenden Wogen zu erkennen, die grüne Küstenlinie trennte sich scharf von dem sandbraunen Küstengewässer. Die blaue See ging in der Ferne in das mondsteinfarbene Gewölk über, das sich mit Mon sunkraft über die Insel stürzte.

Die weißen Kämme der sich brechenden, rollenden Wogen war noch gut zu erkennen, als die brummenden, surrenden Motoren die Maschine kraftvoll in die erste Wattewolke schob. Ein leichtes Vibrieren und Schwanken verriet, dass sich die Elemente Luft und Wasser um die Vorherrschaft stritten. »Woher nehmen wir eigentlich das Vertrauen?« fragte ich mich und den Captain zugleich, »und haben keine fürchterliche Angst, dass es die Maschine nicht schafft, eine solch undurchsichtiges, unberechenbares Wolkenknäuel mit seinen Scher- und Quer-, Auf- und Abwinden heil und unbeschadet zu durchfliegen?«

»Aus dem gleichen Vertrauen, mit dem ein Soldat die Menschen erschießt, die zu seinen Feinden erklärt wurden.« Colombo Tower verabschiedete sich mit ein paar nützlichen Angaben und der Erste Offizier stellte hertzenau die nächste Frequenz ein. Die Nase unseres Duralvogels tauchte aus den Schleiern auf und flog über eine majestätische unschuldweiße Hügellandschaft, aus Wolken geformt.

»Ich jedenfalls sage mir: es wird wohl hoffentlich gutgehen. Das kann der Soldat ja wohl nicht sagen.«

»Für sich schon. Für ihn ist der Tod des Feindes mindestens der gleiche Erfolg wie für uns das unbeschadete Durchfliegen einer Wolkenturbulenz. Nämlich Hoffnung auf einen weiteren Erfolg.«

Unschuldig, schneeweiß, lichtweiß türmten sich schroffe Berge, zerklüftete Wolkenwände, an denen kein Kletterer je seinen Mut beweisen würde. Sanfte Hügelgebiete, über die wiederum kleinere, dunkle streifige Wolken zogen. Der Ozean schimmerte in Wolkenlöchern blau hinauf und lud zur perfekten Sinnestäuschung ein: ein lieblicher See in schneebedeckter Märchenlandschaft.

»Es beantwortet nicht die Frage, woher das Vertrauen stammt.«

»O doch,« sagte der Captain, »Vertrauen ist nichts anderes als überwundene Angst. Besiegter Zweifel. Unterdrückte Vorstellung vom Tod.«

Der Kurs bescherte uns eine sanfte Rechtskurve und die Tragflächen kitzelten einen hoch aufragenden Wolkenturm an seiner Flanke. Zurücknicken des Flügels, Kursüberprüfung, die Kletterpartie in den Himmel ging weiter.

Oben — wie weit oben? — zeigte sich eine horizontfüllende Cirrenschicht, in die die Maschine auf ihrem Kurs hineinkriechen musste. Leichte Schleier legten sich vor das Kanzelfenster, ein letzter Blick glitt auf die tief unten liegenden Wolkenlandschaften, dann war die Maschine in formlose Farblosigkeit getaucht. Grau und dennoch Nichtgrau. Licht und dennoch Nichtlicht.

Nun rollte und gierte sie, glitt über Luftwogen und fiel in sanfte Windmulden. Schaukeln, Schlingern, Tänzeln. Vibration, Dröhnen, Rumpeln, Rattern, Stoßen, Poltern. Dann: milchblauer Himmel, nichts mehr zu sehen zwischen mir und dem Unendlichen.

Einem Unendlichen, dem wir uns anvertrauten. Woher wissen wir, dass es wirklich ein Unendliches ist? Klar, aus vorherigen Flügen.

Aber woher wissen wir, dass es für uns diesmal nicht ein Endliches ist. Ein Ende für immer. Ein Absturz. Das war durchaus anderen Maschinen vor uns passiert, leider viel zu oft. Ungeachtet der Fehler, die man dann fand – oder auch nicht – und für den Unfall verantwortlich gemacht wurden. Woher nahmen und nehmen wir das Vertrauen, dass genau dies uns nicht geschehen würde. Warum wachen wir morgens fröhlich auf und freuen uns auf den Tag, weil wir hoffen, dass es ein weiterer in unserem Lebensweg sein wird, der durch den nächsten Tag abgelöst wird. Den wir überleben, an dem wir nicht in den Tod stürzen? Woher?

Warum sollte ich rätseln. Ich wandt mich an den Captain. »Woher nehmen wir eigentlich Vertrauen?«

Ich wusste, dass er parallel denken konnte. Da hatte ich, hic!, volles Vertrauen in seine mentalen Fähigkeiten. Die Instrumente einerseits, seine Verantwortung, und seine Antworten an mich, keineswegs instrumentalisiert, sondern so gut organisiert wie seine Entscheidungen in seinem Beruf.

»Vergessen Sie dieses Wort ‚Vertrauen‘. Eigentlich ist es völliger Unsinn. Setzen Sie an seine Stelle das Wort ‚Hoffnung‘. Dann haben Sie des Rätsels Lösung.«

Stimmt. Ich hoffe, nicht abzustürzen. Ich hoffe, morgen noch zu leben. Ich hoffe, ... eben vieles. Vieles, was mein Vertrauen rechtfertigen würde. Aber ebenso oft, gefühlt so-gar viel mehr, wird meine Hoffnung betrogen, meine Spekulation auf das gute Ende nicht aufgehen, mein Vertrauen sinnlos gewesen sein und auch in Zukunft sinnlos sein.

Die Zeit, die uns auf diesem Flug blieb, gab mir Gelegenheit, mir eine prinzipielle Frage zu stellen, die mir bis dahin noch nie in den Sinn gekommen war. Warum sagen wir Vertrauen, wenn wir Hoffnung meinen? Warum geben wir dem Gemeinten einen anderen Sinn? Warum sind wir so indirekt in unseren Gedanken? – Oder überblickte ich das ganze Thema falsch, war ich auf dem Holzweg.

Das Schaukeln des Ritts durch nunmehr inzwischen über 30.000 Fuß Flughöhe wog mich in einen schleierhaften, buntbebilderten Halbschlaf, der zur anderen Hälfte aus Lauschen auf meine meditativ purzelnden und kullernden, in Stichwortfetzen zerzausten Gedanken bestand.

Vertrauen, Hoffnung. Hoffnung, Vertrauen. Ich hoffte, der Lösung, die ich zu finden mich bemühte, Vertrauen schenken zu können. Oder war es das Vertrauen darin, dass ich die Hoffnung nie aufgeben würde, eine Lösung zu finden.

Wach wurde ich erst, als ich wie aus weiter Ferne die Ansage des Captains in die Kabine vernahm. Und ich die Hoffnung hatte, dass er auf dem richtigen Landepfad war. Da vertraute ich ihm voll und ganz. Und irgendwie dachte ich, ein einziger Flug, eine einzige Gedankenreise reicht niemals aus, um weiter zu sein, als man sich befand, bevor man sich des Logikdilemmas bewusst wurde.

Berg

Im Himalaya werden dem lebendigen Sein feste Grenzen gezogen; der Landstrich lässt aufgrund seiner geologischen Eigenschaften nicht mit sich handeln, sprich kaum verändern. Versuchen es die Menschen dennoch, verlieren sie, was ihnen nie bewusst war: das Paradies, auch wenn es sich wie Tortur zuweilen anfühlen mag.

»Potenz und Intelligenz sind eine abhängige Relation, wissen Sie das?« fragte ich den Captain, nachdem ein Bericht in einer wissenschaftlichen Zeitschrift meine Neugier erregt hatte. Er grinste mich an.

»Aber genau in der anderen Relation, an die Sie jetzt gerade denken.« Kunstpause. »Und außerdem spreche ich von Ratten!« Das Ausrufezeichen war nicht zu überhören.

Er hob erstaunt und vergnügt die Augenbrauen.

Ich las ihm aus dem Bericht vor. ‚Bei einer signifikanten Überpopulation im Käfig – und da muss man wohl unwillkürlich an die Prognosen der UNO über die Weltbevölkerung denken – sinkt die Bereitschaft zur Kopulation erheblich und gleichzeitig steigt die Aggressivität sprunghaft an. In zahlreichen Experimenten so erforscht und bewiesen.‘

»Demzufolge sind Ratten schlauer als Menschen,« fügte ich meine Gedanken hinzu, »denn die zeugen, je mehr sie sind, nicht noch mehr Kinder. Allerdings fallen sie in menschliche Regungen zurück. Wegen der Aggressivität, meine ich.« Mir fielen die vielen Berichte vom Overkill-Potential und jene Statistik des schwedischen Institutes für Friedensforschung ein, der zufolge es nach dem zweiten Weltkrieg weit mehr als 150 Kriege und kriegerische

Konflikte gegeben hat. Wer weiß, wie viele es inzwischen, seit der Studie, sind. Die Zahl könnte sich verdoppelt haben.

Vor meinem inneren Auge standen die Bilder von schießenden oder erschossenen Menschen. Von Flüchtlingen und Verreckenden, Sterbenden, triumphale Sieger- und glorreiche Heldengesichter. Kontraste, die die Bandbreite menschlicher Extreme symbolisieren.

»Hört das Menschsein auf, wenn der Menschen zu viele sind? Ist es also wahr, dass das relativ einsame Leben in den Steppen oder Wäldern vor zehntausenden Jahren doch seine genetischen und damit gedanklichen Wurzeln in uns hinterlassen hat?«

»Wissen Sie, wie groß 100 Meter sind?« fragte mich der Captain, wohl nur rhetorisch, denn er fuhr sogleich fort: »Natürlich wissen Sie es. Aber wissen Sie auch, wie lange die Natur braucht, um die Kontinente 100 Meter zu verschieben?« Er gab gleich die Antwort dazu. »2500 bis 5000 Jahre!

Vor 150 Millionen Jahren gab es die ersten Lebewesen, die man mit Wohlwollen als Menschen bezeichnen kann. Die Kontinente sind in dieser Zeit ganze 5000 Meter, in Worten: fünf Kilometer, auseinander geschwommen. Sie sind, siehe Afrika und Südamerika, aber gut und gerne 5000 Kilometer voneinander entfernt.

Begreifen Sie, dass Ihre Frage nach dem genetischen Ursprung nichts anderes als die Naivität des Menschen ist, zu glauben, ihr Dasein könnte anders verlaufen, wenn die äußeren Bedingungen andere wären. Natürlich sind wir dem Neandertaler zeitlich näher verwandt als die geologischen Erdschichten am Kopf und Fuß eines mittelprächtigen Mittelgebirgshügels.«

»Dann ist unsere ganze Zivilisation, die ja nach heutigem Verständnis von diesem Begriff, der weitgehend mit Technik gleichgesetzt wird, nichts anderes als eine Staubschicht auf den Ablagerungen des Meeresbodens?«

»Genau!« Seine Antwort wurde von einem für ihn ungewöhnlich heftigen Kopfnicken begleitet. »Und deshalb –«, er hielt einen kurzen Moment inne und sah mich direkt und fest an, »und deshalb ist es das zynischste, dümmste und arroganteste, was Menschen zu tun imstande sind, wenn sie zwischen denen, die ein weiße Hemden kaufen und tragen und denen, die ihnen zu Billiglohn die weißen Hemden nähen, einen Unterschied machen, als handle es sich um zwei Tiergattungen, die wie Fisch und Vogel anderen Sphären angehören.«

Er hatte die Augen geschlossen und ließ die milde Abendsonne auf sein Gesicht scheinen. Offensichtlich wollt er seine Ruhe haben, verständlicherweise.

Ich stand auf, ging zum Hoteleingang, erstieg die teppichgeschmückte Treppe, schlurfte gemächlich durch den langen, stickig-heißen Flur, bog auf einen verwinkelten Gang, stapfte gedankenverloren eine schmale Stiege hoch, öffnete die wackelige Tür zur Dachterrasse und empfing einen angenehm kühlen Hauch der beginnenden Abendbrise. Nur 15 Meter hoch über dem Erdboden schien ich dennoch der Welt weit entrückt. Ich suchte mir einen passablen Korbstuhl auf der menschenleeren Aussichtsplattform aus und versank in eine entspannte Ruhe.

Vor mir breitete sich die grüne Ebene von Pokhara aus. Wie Zipfelmützen überragten Stroh- und Steindächer der meist zweistöckigen Wohnhäuser die Palmen und Laubbäume. Weißer, träger Rauch quoll an vielen Stellen in die ruhige Luft und verwob mit dem aufkommenden Abenddunst zu einem milchigen Schleier, der wie Milde und Wehmut das Tal durchstreifte und die Konturen der Bäume und Häuser sanft verschwimmen ließ.

Während sich das Tal allmählich mit dem blaugrünen fahlen Licht des scheidenden Tages füllte, leuchteten wenige Kilometer entfernt die waldüberwachsenen Berge im satten, dunklen Grün.

Strotzige, trutzige Lebenskraft, auch wenn sie auf dünner Erdkrume, rutschigen Hängen und Hügeln aus totem Lehm gegründet war.

In der Ferne, doch der klaren Luft in der Höhe und ihrer wahrhaft majestätischen Größe wegen in optischer Nähe, erhoben sich die mächtigen Berge der Annapurna-Kette bis über die Kumulusgipfel der vorbeisegelnden Wolkenschicht.

All ihre Schönheit und unwirkliche Weisheit der Schneefelder wurde übertroffen und gekrönt von der anmutigen, gleichförmigen, harmonischen Dreieckspitze des Machhapuchhare. Jenes Berges, der seiner Kontur wegen Inbegriff der Vollkommenheit natürlicher Proportionen und Formen ist.

Scheinbar aus den Hügeln, Bergen und Gebirgskämmen emporwachsend, überragend, dominierend, die Erde verkörpernd und den Himmel erfüllend gleißte er — 8000 Meter über meinem Standpunkt — die Strahlen der Sonne in Millionen Reflexionen auf seinen ewigen Schnee und Eisfeldern zurück.

In seinem Anblick, bei seiner unangefochtenen Größe verstummte aller Lärm, der aus der Stadt herüber wehte, zu ehrfürchtiger Stille und die Welt ringsum war nur noch Beiwerk und Rahmen zu einem Bild, das die Natur von sich selbst malte.

Ich genoß die ruhige und fast unwirkliche Stimmung. Während sich das Tal bereits mit der Schwärze der heraufziehenden Nacht füllte und kaum noch Einzelheiten erkennbar waren, färbten sich die Gipfelregionen in Orange- und Rottöne von überweltlicher Schönheit. Den Tag und die Nacht zugleich sehen können, dies ließ alle bisherigen Erfahrungen schrumpfen.

Der Captain hatte sich leise in meine Nähe gesetzt. Sein Blick hing ebenfalls wie träumerisch an der großartigen Bergkulisse und wanderte langsam einen einsamen Gedankenpfad von Gipfel zu Gipfel.

Ich erinnerte mich der Worte eines alten Mönches: ‚Sie mögen sich noch so viel bemühen, intensiv bemühen und aufmerksam meditieren. Zu sich selbst, zu Ihrem wahren Wesen finden Sie nur in der Stille der Bergwelt des Himalaya.‘ Ich verspürte eine tiefe Sehnsucht, nun auf der Höhe dieser Berge sitzen zu können und den Blick frei über alle Welt schweifen zu lassen, nicht beengt durch Mauern und Gebirge. Nichts zu hören und nur den Anblick der Sonne vor Augen zu haben.

Dem Captain erzählte ich von der Meinung des Mönches. »Ob dies wirklich stimmt?« Ich wiegte den Kopf, wollte angesichts der Einmaligkeit dieser Naturkulisse allzu gerne daran glauben – spürte aber sogleich innerlich einen heftigen Widerspruch. Denn dies hätte ja sehr merkwürdige Folgen, wenn man es ganz absolut betrachtet: Nur Menschen des Himalaya wären in der Lage, zu sich selbst zu finden.

Für Hindus kein Problem. Ihr Glaube würde Ihnen logisch erklären, dass, wenn des einzelnen Menschen Zeit dazu reif sei, er eben im Himalaya wiedergeboren würde und somit die Voraussetzungen gegeben seien.

»Es ist viel Wahres dran«, sagte der Captain sehr leise und ruhig. »Lassen Sie einfach die Szenerie auf sich wirken; kaum irgendwo in der Welt wird Ihnen dabei so konkret vor Augen geführt, wie klein, winzig, geradezu entbehrlich der Mensch ist, wie in dieser Landschaft. Aber auch nur in der scheinbaren Unveränderlichkeit und Unberührtheit wird Ihnen selbst bewusst, wie kurzfristig und schnelllebig ihr eigenes Leben ist. Wie es trotz viel geringerer Kräfte über das tote Gestein triumphiert. Zwar verändert langfristig nicht der Mensch, sondern diese Berge selbst die Landschaft, aber kurzfristig und effektiv hat der Mensch die Möglichkeit, andere Zustände zu schaffen. Sie brauchen im übrigen nur die moderne Physik zu beherrschen, und dann wissen Sie auch um Ihre eigene Situation. Energie, Masse und Geschwindigkeit stehen wie in einem Dreieck verbunden, dessen Winkel zusammen immer

180 Grad betragen. Wird die eine Seite größer, sind die beiden anderen in der Summe kleiner. Auch wenn's nicht mit mathematischer Genauigkeit berechnet werden kann, Energie steckt im ‚toten Gestein‘ ebenso wie in den quirligen Menschen. Sie sind als Mensch auch nichts anderes als der Berg: Eine der vielen Erscheinungsformen der Kraft, die unser ganzes Universum formt.«

»Dann sind dieser Berg und ich ja fast das Gleiche!« Ich wollte mit dieser Bemerkung die merkwürdige Spannung auflösen, die bei solchen Gedanken über mich kam. Der Captain schien dies gut verstanden zu haben und grinste mich von der Seite an. »Na ja, ein bißchen weniger monumental wirken Sie schon!«

Raum

Wer wissen will, was nach einem kommt, hat gute Chancen, es zu ergründen, wenn man den Mut hat zu erforschen, was vor einem war.

»Vielleicht«, sagte der Captain, »verstehen wir Piloten einiges besser von den Dingen der Welt, weil wir uns oft genug von den scheinbar unverrückbaren Grundvoraussetzungen lösen können, die das Denken der Menschen prägen. Nämlich die Gebundenheit an Zeit und Raum.«

»Es mag sein, dass Sie die drei Dimensionen des Raumes besser ausfüllen, vor allem die Höhe,« erwiderte ich, »doch auch für Sie gelten die physikalischen Grundgesetze des Universums. Auch Ihr Tag hat 24 Stunden.«

Der Captain drehte sich kurz in seinem ‚Chefsessel‘ zu mir um, richtete sich ein wenig auf, weil er wieder seine typische Insichgesunkenhaltung der völligen Entspannung angenommen hatte und sah mich direkt an. »Das stimmt nicht. Das stimmt allenfalls, wenn wir ausschließlich Kurzstrecken flögen oder uns stur an einem Breitengrad von Nord nach Süd oder von Süd nach Nord hangeln würden. Doch auf unseren vielen Routen, die in einer mehr oder weniger direkten Parallelität zum Äquator verlaufen, erleben wir die Richtigkeit der Einsteinschen Relativitätstheorie jeden Flug aufs Neue. Wenn auch in leicht abgewandelter Form.«

Damit überließ er mich wieder meinen eigenen physikalischen Überlegungen und mir kamen in der Tat sehr schnell jene Phänomene in Erinnerung, die er wohl meinte: Man startet, vorzugsweise im Früh- oder Spätsommer, am beginnenden Abend zu

einem Flug Richtung Osten. Schon sehr früh, viel früher, als man es vom Erdboden aus im Gefühl hat, ist es stockdunkel.

Und dann, mitten in der Armbanduhr- und tatsächlichen Körperuhr-Nacht, bricht innerhalb weniger Minuten die gleißengelbe Sonne hinter einem Sphärenbogen hervor und durchflutet mit ihrem Licht nicht nur die Welt über den Wolken, sondern schockt auch den Geist des Fliegenden zu einer zu dieser körporgewohnten Zeit völlig ungewöhnlichen Wachheit.

Obwohl aus biologischen Gründen und in eines jeden Menschen Körper gleichmäßig manifestierten Rhythmus der Körper und Geist ihren täglichen Tiefpunkt der Leistungsfähigkeit erreicht haben, wird dennoch die Aktivität durch das von der Sonne entfachte Erwachen geweckt.

Fliegt man dagegen in umgekehrter Richtung, etwa von Asien nach Europa, so kann man erleben, wie sich ein Sonnenuntergang über mehrere Stunden zieht und gleichsam zur Zeitlupe gefriert.

Oder man fliegt zwanzig Stunden lang hintereinander im hellen Sonnenschein. Ein Phänomen, welches jegliche körperliche Zeits-teuerung ins Wanken bringen muss.

Jener vom fliegenden Personal als notwendiges Übel des Berufsstandes angesehene Jetlag macht in der Tat deutlich, wie sehr alle biologische – und somit körperliche wie geistige – Steuerung des Menschen davon abhängen, dass Zeit und Raum konstant bleiben. Nur so kann des Menschen Hirn aus der Wiederkehr der Phänomene auf etwas schliessen, was er ‚Zeit und Raum‘ nennt. Denn beide an sich existieren gar nicht – jedenfalls nicht in der absoluten und scheinbar grundsätzlich fixierten Form, wie es dem Menschen vorkommt, der doch tatsächlich damit umzugehen scheint.

Bewegt er sich mit einer gewissen Geschwindigkeit darin, zum Beispiel in einem Flugzeug, vernichtet der Mensch – als Subjekt der Beobachtung – Teile davon.

Geschwindigkeit ist nichts anderes als Zeit im Raum, und eine Größe oder ein Teil davon, den der Mensch als Beobachter ‚mit sich selbst‘ überwindet, fehlt anschließend am Gesamten. Entweder dauert – für den fliegenden Beobachter – die Zeit von Sonnenaufgang zu Sonnenaufgang nur 15 Stunden oder gar fast 40 Stunden, je nach Richtung und Geschwindigkeit.

Einstein hat es uns klargemacht. Bei einer Reisegeschwindigkeit, die dem des Lichtes entspricht, würde jegliche Möglichkeit aufhören, Gegenstände mit exakt gleichem oder parallelem Kurs in ihrer Ortsdifferenz zu beobachten.

Unsere Erfahrung von Raum und Zeit kann also immer nur eine solche sein, die uns selbst als Beobachter mit einschließt.

Ich ließ den Captain an meinen Gedanken teilhaben und er nickte mehrmals.

»So ist es eben vom irdischen, kaum sich verändernden Standpunkt aus. Die Sterne bewegen sich – und die Erde scheint still zu stehen. Dabei ist eben alles im Fluß. Erde und Sterne bewegen sich gleichermaßen.«

»Die Konsequenzen aus solchen Gedanken und Erkenntnissen sind so gewaltig, dass es möglicherweise mehrere Jahrhunderte braucht, damit es Allgemeingut wird. Sehen Sie, noch heute belegen Esoteriker Phänomene mit den Begriffen, die zur Zeit der Alchimistenküchen des Mittelalters die Vorstellungswelt der Menschen beherrschte. Und es hat weit über hundert Jahre gebraucht, um in den intellektuellen Spitzenkreisen der Wissenschaft eine Wandlung von der rein mechanischen zu eben jener relativistischen Anschauungsweise der Zusammenhänge herbeizuführen, die es erst möglich gemacht hat, das Atom, das Unteilbare zunächst geistig und dann auch wirklich zu teilen.

Wenn wir nun entdeckt haben, dass alle unsere Vorstellungen und Fragen vom Anfang, Ende, Ausdehnung und Zeitdauer des Universums wahrscheinlich schon deshalb von uns Menschen nicht zu

lösen sind, weil wir Bestandteil — also Subjekt und Objekt zugleich — sind, so müssen wir eben sehr überrascht feststellen, dass wir wahrscheinlich auch alle Sinnfragen des Lebens falsch gestellt haben.

So also kehren wir zu alten konfuzianischen und auch buddhistischen Weisheiten zurück, dass Nichtwissen kein Unvermögen, sondern Bestandteil des Lebens selbst ist.

Das Rad der Lehre, Symbol buddhistischer Glaubensverbreitung, hat sich abermals bewahrheitet: Der Fortschritt der Gedanken endet wie in einem Kreislauf am Beginn, an seinem Ausgangspunkt.«

Der Captain konzentrierte sich jedoch zunehmend auf seine fliegerischen Aufgaben. Wieder haben sich vor uns riesige Gewittertürme aufgebaut, deren Radarbilder ein Fleckengewirr auf dem Monitor komponierten. Bei jedem Wechsel zwischen diesig-trüben Luftmassen — halb Wolken, halb Nebel — und klaren Zonen vollführte die schwere Maschine tänzelnde, schwingende Hopsers wie ein nervöses Rennpferd vor der Starterbox.

Wie in einer Vorahnung hatten wir unsere Sicherheitsgurte noch einmal auf strammen Sitz überprüft, als ohne jegliche Vorankündigung in Farbe oder Dichte des Dunstgraus uns ein trudelnder Abwindstrom erfaßte und die Maschine buchstäblich unter dem Sitz wegdrückte. Mich durchflutete ein überraschendes und völlig irrationales Gefühl des schwerelosen Schwebens, welches sofort und schlagartig, in gefühlten Bruchteilen einer Sekunde, von einem geistlähmenden Angstgefühl des unendlichen Fallens abgelöst wurde.

Dann warf ein entgegengesetzt in die Höhe schießender Warmluftstrom erst die Maschine stark zur Seite und presste uns dann mit einem jähen Ruck wieder auf den Sitz.

Das Klappern und Scheppern loser Gegenstände sowie das Knarren, Knirschen und Rumpeln der sich windenden Bauelemente, aus denen dieser unglaublich elastische Festkörper, Flugzeug

genannt, bestand, verstärkte das sinnliche Fühlen zu einem informativen Chaos: wir schienen im Absturz begriffen.

Erst als wieder eine Weile fast völlige Ruhe eingetreten war, konnte ich mit Blick auf die mir bekannten und einsehbaren Instrumente erkennen, dass der Vorgang sowohl nur wenige Sekunden gedauert hatte, wie er uns auch nur Bruchteile einer Meile weitergetragen hatte. Zeit und Raum hatten durch Schreck und Angst eine andere Relation zueinander gefunden. Schade, dass er nicht mehr lebte, Albert Einstein. Ich hätte es ihm nur zu gerne mitgeteilt, wie unvollkommen seine Formel geblieben ist. Sie gilt nur in Ruhe, nicht in wackelnder Höhe. Da gilt nur noch, sich den Hohlraum eines Luftloches wegzuwünschen. Was aber weder den Raum noch die Luft zu interessieren schien.

Sie spielten unentwegt miteinander.

Tempel

Der Mensch, so sagt man, sieht, was er kennt.

Wir standen in einem Meer der Pracht, des Prunks, goldflirrend, rot, grün, spiegelnd, schwingend, mächtige Bauten voller schwebender Leichtigkeit.

Fratzengesichtige, stämmige Fabelwesen flankierten die Eingänge, leiteten den Blick auf Wandelhallen voller aufgereihter goldschimmernder Bronzestatuen, einheitlich den meditierenden Buddha darstellend. An den Wänden des Halbdunkel der Säulengalerie zogen sich schwarzgrundige Gemälde entlang, in denen mit Gold und leuchtenden Farben Szenen aus Buddhas Leben, auch andere Epen und allgemeine Allegorien in lebendigen Szenen ausgemalt waren.

Auf dem inneren, riesigen Platz die Bots – Gebetsräume –, die Bücherei, Versammlungspavillions, kleine Gedenkstupas, Mini-Altäre. Die Hauptgebäude in üppigkeitssüchtiger, verschwenderischer, verwirrender Formen- und Farbenvielfalt, wobei das Glitzern des Goldes dominierte.

Wat Pra Keoh, schönster und berühmtester Tempel Bangkoks, Touristenattraktion, Nationalheiligtum, Königstempel.

Mir fiel spontan und überdeutlich der Kontrast zur Heiligsten Stätte Ceylons ein, dem Boddhi-Baum in Anuradhapura. Nach alten Sagen ist er ein Ableger jenes Baumes, unter dem Buddha vor zweieinhalb Jahrtausenden zur Erleuchtung gelangte. Der mächtige, weit ausladende immergrüne Baumriese spendete kühlen Schatten für eine einfache, schlichtweiße Tempelanlage. Ruhe, Beschaulichkeit, förmliches Insichversenken lag über diesem Platz.

Doch hier, im Kloster Wat Pra Keoh: Nach außen gekehrtes Blenden, Stolz, fast schon Arroganz des Reichtums. Und dennoch entspringen beide Anlagen der gleichen Philosophie, dem gleichen Grundgedanken. Auch wenn die Meinungen über den richtigen Weg zum Ziel voneinander abweichen, so sind die Mönche hüben wie drüben in die unverwechselbaren safrangelben Tuchgewänder gehüllt, tragen morgens in der metallenen Bettelschale eine karge Mahlzeit zusammen, geht von allen Buddhastatuen eine Attitüde der Ruhe und Friedfertigkeit aus.

Gleiches haben die Europäer hinter sich und als steinerne Zeugen noch täglich vor Augen: Der Vergleich zwischen der kühlen Schlichtheit einer romanischen Kirche, der himmelsstrebenden Gottesverehrung eines kühnen gotischen Doms und dann der bis zur Maßlosigkeit gesteigerten Üppigkeit, der selbstzufriedenen Geschmacksentgleisungsorgie einer barocken Kirche, die Protz-Prunk-pekunäre-Potenz-Prahlerei des klerikal-konfusen klotzenden Kloster-Katholizismus.

Wenn schon die Äußerlichkeiten, die ja nur die eigentliche Idee repräsentieren, solchen bis ins Gegenteil der eigenen Kernbotschaft – Bescheidenheit, Demut, Aufrichtigkeit – reichenden Schwankungen unterworfen waren, um wieviel mehr mussten da erst die geistigen Inhalte sich auseinandergelebt haben.

Und was war eigentlich von den großartigen Ideen der Religions- und Philosophie-Stiftern noch übriggeblieben? Haben sie nicht alle, ob Buddha, Christus oder Mohammed, ihren Schülern und Anhängern ausdrücklich verboten, Bildnisse in der Art der Götzenstatuen aufzustellen? Haben sie nicht, wie schon die alten chinesischen oder griechischen Philosophen auch, immer wieder nur den Weg der inneren Wandlung ohne äußeren Pomp und Tand gepredigt und empfohlen?

Was war daraus geworden? Statuen-Kult, Opfer- und Huldigungs-Zeremonien wie zu besten Vielgötter-Zeiten, heidnischer Aberglaube unter dem falschen Namen der Erkenntnis. Gewiss, solche

Bauwerke, Statuen, Statuetten, der ganze Zierrat hat einen nicht zu leugnenden optischen Reiz. Ist Harmonie, vollendete Proportion, Anregung, Freude, Vermittler staunender und ehrfürchtiger Zurückhaltung. Und: Verblüffung. Zum Zwecke des Verunsicherns, Triumphieren, zum Zweck des Kleinhaltens der anderen; kalte Äußerlichkeit, um andere in die Schranken zu weisen.

Wie hatte – gleich in welcher Religion oder Philosophie, in allen Zeiten und an allen Orten – eine solche Verdrehung oder gar Verachtung des jeweiligen Grundgedankens eigentlich aufkommen können?

Sind die Menschen vielleicht summarisch gar nicht reif, nicht fähig oder nicht willens, die recht strengen und gewiß nicht einfachen Regeln und Empfehlungen der Weisen, Erkennenden und Lehrenden zu folgen?

Symbolik an sich ist ja etwas Positives – ein Bild, eine Figur, eine Statue als ständige Mahnung und Erinnerung. Oder der Versammlungsraum, Bot oder Kirche genannt. Ausgestattet mit dem Handwerkszeug für die Verbreitung und Darlegung der Lehre: Bilder, Sprüche, Erinnerungsstücke.

Aber alles, was darüber hinausgeht, was hatte das noch mit dem Geist zu tun, aus dem weitergehende Gedanken und Einsichten entspringen?

»Ich frage mich manchmal, ob es nicht sinnvoll wäre, eine Religion nach höchstens 100jährigem Bestehen zu verbieten. Denn spätestens ab dann wird sie ohnehin falsch interpretiert, verdreht und von ihrem inneren Wesen in eine äußere Ritenhülle überführt.«

»Sie wollen es den Menschen aber arg schwer machen«, gab der Captain zurück. Wir hatten uns in den Schatten einer Fächerpalme gesetzt und sahen fasziniert dem bunten Treiben im Wat zu. Jener Mischung aus karnevalistisch anmutendem Tourismus und der verbliebenen Emsigkeit und Ruhelosigkeit einer intakten religi-

ösen Stätte, in der Betende in der Minderheit und Mönche für die Fremden allenfalls ein willkommenes, weil plakativ-exotisches Fotomotiv sind.

»Nein, im Gegenteil, leicht. Dann brauchten Sie nicht die Irrwege der nutzlosen Riten und überlieferten sinnleeren Konventionen zu durchlaufen, sondern könnten sich auf den eigentlichen Wesensgehalt der Lehre konzentrieren und sind dem Ziel viel näher. Anstatt hektischer Leere konzentrierte Lehre.«

»Der Mensch spricht, seit seiner stammesgeschichtlichen Entwicklung zum Primaten, eine intensive Körper- und Ritualsprache. Denken Sie an Tänze oder devote Demutshaltungen, die es bei jedem Volksstamm, in jeder kommunikativen Kultur gibt. Aber erst seit relativ kurzer Zeit – entwicklungsgeschichtlich gesehen – konzentriert sich seine Ausdrucksweise ausschließlich auf Worte – bei einigen jedenfalls.« Des Captains Einwand brachte mich auf eine mir selbst zunächst seltsam vorkommende Idee.

»Das heißt, dass Körper- und Ritualsprache instinktiv von allen Menschen verstanden wird. Und zwar einigermaßen gleichmäßig. Während intellektuelle Worte fast nur zufällig oder bei wenigen ihr Ziel erreichen. Beziehungsweise nur höchst ungewiss das reproduzieren, was der Sprechende meint und ausdrücken will.«

»Genau.«

»Das müsste aber auch heißen, dass wir trotz schriftlicher Aufzeichnung und mannigfacher Interpretation nicht sicher sein können, genau die Meinung und Lehre vor uns zu haben, die von den Philosophen und Religionsstiftern der Vergangenheit ausgeht?« fragte ich den Captain.

»So ist es.«

»Wir füllen also Worthülsen und Gedankenschachteln mit unserem individuellen Wissen, Empfinden und Denken und glauben dadurch die originalen Ideen reproduziert zu haben – ohne jedoch dafür auch nur einen einzigen Beweis zu haben.«

Meine eigene Schlussfolgerung machte mich sehr nachdenklich. »Wenn auch noch hinzukommt, dass vor den tausenden von Jahren zu Zeiten eines Konfuzius, Buddhas oder Christus die Sicht der gesamten Welt und damit auch die Bedeutung von Worten und Allegorien eine ganz andere war, so muss man ja fast schon fragen, ob wir für die ‚alten‘ Religionen überhaupt noch empfänglich sein können.«

Über unseren Köpfen, am Dachrand einer Tempelhalle, bimmelten kleine Messingglöckchen mit Klöppeln aus symbolisierten, herzförmigen Bodhibaumblättern leise im Wind. Ihre Töne mischten sich zu einer beruhigenden, angenehmen Melodie.. Fast einschlafend wirkend, zum träumen anregend, heimelig.

Ich sah den Captain an, wartete auf eine Antwort von ihm. Er schaute selbstversunken auf den quirligen Platz, maß mit seinen Blicken den großen Innenhof und schien nichts zu hören.

Nach einer Weile setzten wir unseren Spaziergang fort und kamen zu einer kleinen, schwarzsteinigen Buddhastatue, die inzwischen mit tausenden kleinen Goldplättchen beklebt war. Wer daran glaubte, brachte Blumen- und Räucherwerk, betete mit vor dem Kopf aneinandergelegten Händen, verbeugte sich tief, mit der Stirn den Boden berührend und presste dann ein Goldplättchen an die Körperstelle der Statue, an der man am oder im eigenen Körper Besserung von einem Leiden erhoffte.

»Also, menschengerechte Religion und intellektuelle Weisheit oder magisch-mystischer Aberglaube mit ungewissem Ausgang?« nahm ich das Thema noch einmal auf.

»Tiefer Glaube«, antwortete der Captain.

»An was?«

»An die Wirksamkeit der Handlung.«

»Also kein Erkennen, kein Wissen, keine Erlösung«, sagte ich bestimmt.

»Wieso nicht?« fragte er zurück.

»Nun, weil diese Zeremonie bloß äußeres Tun und kein inneres Nachvollziehen ist.«

»Aber was«, bohrte er nach, »steuert denn die Handlung diese Menschen? Irgendeine äußere Macht oder deren Inneres?«

»Na ja«, musste ich zugeben, »sie tun's schon aus innerem Antrieb.«

»Und jetzt fügen Sie doch bitte nur beide Komponenten zusammen«, sagte er mir, »den inneren vermeintlich freien Willen mit seiner Antriebskraft und die viel tiefer im Menschen verwurzelte Körper- und Symbolsprache. Diese Menschen denken durch das, was sie tun!«

Es sträubte sich viel in mir anzuerkennen, dass ein Handeln unter Ausschaltung eigener bewusster Gedanken und analytischer Steuerungsprozesse als eine Form des Denkens bezeichnet wurde – aber warum eigentlich nicht?

Wie oft tut unser Körper etwas, ohne dass wir uns dessen bewusst sind. Eigentlich läuft das gesamte innere biologische Lebenssteuerungssystem ohne Zutun des Großhirns und der Denkprozesse ab. Der Körper funktioniert bei einem ‚dummen‘ Menschen ebensogut wie bei einem geistigen Genie – wenn nicht vielleicht sogar besser, weil ungestörter.

Also war für das Leben der Intellekt als Funktions-Bestandteil gar nicht notwendig.

»Wozu aber dann Meditation, wenn körperliche Riten eine eigene Ausdrucks- und Kommunikationswelt darstellen?« fragte ich.

»Bestimmt nicht zum Denken!«

»Wozu denn?«

»Zum Leben!« Des Captain Antwort verschaffte mir höchstes und hässlichstes innerliches Unbehagen.

Wir zogen langsam weiter durch die Innenhöfe, doch ich schien mir selbst plötzlich blind geworden für die Schönheit und Harmonie der Gebäude, ich nahm sie nur noch im Unterbewusstsein wahr, während in meinem Kopf viele Fragen bohrend nach einer Antwort suchten.

Wat Pra Keoh hatten wir verlassen. Mit einem der entsetzlich knatternden und petroleumstinkenden Dreirad-Taxis, lautmalerisch Tuk-Tuk genannt, hatten wir uns ein kurzes Stück Weg zum Wat Po fahren lassen, der größten Tempelanlage des Landes. Sie war weniger goldschimmernd, dafür aber mit ihren vielen kleinen Pagoden, Dagobas und Bots irgendwie anheimelnder, ruhiger, originärer.

Unter einer kleinen Holzplattform, die mit einem grünlasierten, dreistufigen, an den Enden in verzierten Hörnern ausschwingenden Dach überdeckt war, fanden wir Schatten und Ruhe.

Mir war eine – wie mir schien – logische Gedankenkette eingefallen: Um Ihren Metallvogel fliegen zu können, brauchen Sie doch Geist und Intellekt?«

Er sah mich neugierig an. »Ja?«, antwortete er.

Ich ließ mich nicht beirren. »Und sie fliegen ihn auch ganz verantwortungsbewusst, sagen wir einmal, im Sinne des brüderlichen Christentums, keinem ein Leid zufügend oder nach der Auffassung der Buddhisten, kein negatives Karma auf sich ladend.«

»Ja, darum bin ich in der Tat stets bemüht« nickte er ganz bedächtig.

»Also brauchen sie Ihren Intellekt, um damit die Religion oder einen Glauben auszufüllen und auszuführen.«

»Nein! Den könnte ich auch ausleben, ohne zu fliegen.«

»Aber Fliegen ohne Verantwortung, ohne Sorge um andere Menschen?« Mit schwante seine Antwort.

Er musste es meinem Gesicht angesehen haben und sagte nur ganz sachlich: »Beim Militär werden die Piloten darauf trainiert und gezwungen, ohne Rücksicht auf die Schäden oder Folgen anderer zu handeln.« Er schwieg eine Weile und fuhr dann fort: »Ohne an das denken zu müssen, was Menschen fühlen, glauben oder tun.«

»Ist Krieg eine intellektuelle oder eine emotionale Angelegenheit?« fragte ich, eigentlich weniger an ihn als mehr an mich gewandt.

»Eine den ganzen Menschen umfassende Dummheit oder Irrtum, was aufs gleiche hinausläuft«, gab er zurück. »Aber diese Frage bringt Sie nicht weiter.«

Ich merkte selbst, dass ich es drehen und wenden konnte, wie ich wollte, eine Verbindung von reinem abstraktem Intellekt und konstruktivem Denken zu intuitivem, emotionsnahen Handeln ließ sich in Bezug auf Religion und Philosophie weder direkt herstellen noch unmittelbar abstreiten.

Wir schauten eine Weile den gelbgewandeten Mönchen zu, die unter einer großen Palme in Diskussionen vertieft waren. Schließlich begaben Sie sich in den Gebetsraum und mit respektvollem Abstand folgten wir ihnen. Wir sahen, wie sie ihre Stammplätze einnahmen und begannen, aus den vor ihnen liegenden Büchern zu rezitieren. Ihr Körper wiegte sich im Takt der zuweilen stakkato und dann wieder sehr melodisch klingenden Worte, die silbenweise deutlich betont wurden.

Dann klangen dumpfe Hörner, schlugen Trommeln, wimmerten Glocken. Nun verneigten sie sich und versenkten sich in eine Meditation mit geschlossenen Augen und wie es schien abwesenden Geistes. Ihr Körper nahm dabei genau jene Stellung ein, die auf unzähligen Buddhastatuen dargestellt war: gekreuzte Beine, die dem aufrechten Oberkörper als Kissen dienten, gerades, aber nicht stolz erhobenes Haupt, die Hände mit obenliegenden Handflächen im Schoße übereinander liegend.

»Ich hoffe, Sie haben genau hingesehen«, sagte der Captain, als wir uns zum Gehen wandten. »Philosophie und Religion ist eine Angelegenheit, die nur für einen Teil des Menschen oder eine bestimmte Funktion aus dem Repertoire seiner Möglichkeiten bestimmt ist. Sie ist ein Ziel, das man über viele und verschiedene Pfade erreichen kann. Aber es ist wie beim Fliegen, es gibt bessere und schlechtere Routen, und wenn man bestimmte Regeln nicht beachtet, kommt man nie zum Ziel. Und jedes Ziel und jedes Fluggerät und jede Route unterliegt anderen Regeln. Deshalb kommt es immer auf das Individuum an sich an, welcher Weg als der optimale angesehen werden kann. Nicht Teile, Schritte, Abschnitte Ihres Lebens, sondern Ihr Leben insgesamt ist das Fahrzeug, welches Sie zu diesem Ziel führt. Egal, wie sie es nutzen und anstellen.«

„Mit dem Körper denken“, dieser Satz fiel mir wieder ein. Und ich war versucht, seine gegenteilige Entsprechung zu finden: „Mit den Gedanken fühlen“. Dies murmelte ich vor mich hin.

Und mir wurde bewusst, wie der Körper vollzog, was der Geist gebar. Ahnungsvoll glaubte ich auch zu erkennen, dass es aber genauso gut umgekehrt sein konnte.

Fischer

Es gibt optische Klischees, immer wieder neu- und nachgedruckte Bilder, deren Symbolgehalt weltweit genormt zu sein scheint.

Deshalb sind der Eiffelturm oder Fujiyama, Schloß Neuschwanstein und die schwimmenden Märkte Bangkoks die Reduktion einer ansonsten nicht beschreibbaren Vielfalt auf eine einzige Hieroglyphe: Bildzeichen eines abstrakten und vielschichtigen Ausdrucks. Ein Land, lebendig, gegensätzlich, sich wandelnd, nennt seinen Namen durch irgendein Detail, das an die Stelle des Ganzen tritt.

Die über den weißen Strand gebeugte Palme, sattgrün vor königsblauem Himmel mit einer dekorativen marmorierten Haufenwolke, ein schmaler, perlender Gischtsaum des smaragdgrünen Wasser stehen für ‚Ferien im Paradies‘, für Tropen, für den letzten materiellen Rest des verlorengegangenen Garten Eden.

Wobei solcherlei touristische Paradiese sich in sehr entgegengesetzten Teilen der Welt befinden können, denn bahamesische, jamaikanische, maledivische, malaysische oder hawaiianische Palmen gleichen sich wie eine Kokosnuss der anderen.

Nirgends jedoch erlebt der Reisende diese paradiesischen Strände in solch unendlicher Anzahl und nicht endend wollender Schönheit wie um das malaysische Meer. Jene Weltgegend, die entweder von wahrhaftig paradiesischem Wetter oder von todbringenden Taifunen bedacht wird, in der die Menschen in offener Freundlichkeit – auch dem Fremden gegenüber – miteinander auskommen und sich nichts neiden, oder sich auf das grausamste und quälerischste, exzessivste und fanatischste gegenseitig lynchen.

Kurzum, wo zwar Müßigkeit, aber keine Mäßigkeit herrscht, weder zum vermeintlich Guten noch zum sogenannten Bösen.

Dies muss das von universellen Gesetzen bestimmte Schicksal dieser Weltenecke sein, denn in aller sich darbietenden Paradies-Optik sind die Menschen arm und leben seit urdenklichen Zeiten nur knapp über dem Existenzminimum.

Darüber kann auch nicht der wiederum extreme Reichtum der Herrschenden und Korruptierten hinwegtäuschen, die so gut wie ausschließlich durch gnadenlose Unterdrückung der Schwächeren unermessliche Reichtümer ansammeln.

Während die Engländer die protzig-prunkenden, martialisch mordenden, kriegerisch kämpfenden, Glanz- und Gloria-Maharadschas des indischen Subkontinents politisch demontierten, schufen sie zugleich aufgrund ihrer unter dem Deckmantel aristokratischer Liberalität florierenden Welt-Handelswirtschaft neue Potentaten. Jene Kontakteleute zwischen den hier geborenen Menschen und den hochnäsigen weißen Handelsherren, die sich für direkte Kontakte mit Bauern, Arbeitern und Aufpassern stets zu edel dünkten.

Und so trifft man in Asien auf wenige, dafür aber sehr reiche Besitzende, einen verlorenen Haufen ‚Mittelklässler‘, viele Möchtegerns und Gestrandete auf dem Weg ‚nach oben‘ und vor allem auf die schier endlos quellenden Menschenmengen der Armen, deren Anzahl auch von den genauesten Statistikern nicht annähernd korrekt beziffert werden kann.

Sie alle drängen sich um und an die Strände, Inseln, Halbinseln und in die Dörfer, die vielen gesichtslosen Mittelstädte und die wenigen, doch wildwuchernden Millionenstädte um und im indonesischen, malayischen, chinesischen Meer.

Wir gingen an einem jener Paradies-Klischee-Strände ein wenig spazieren, genossen das allmähliche Ausbleiben der hitzeglühenden

den Sonnenstrahlen, weil die Feuerkugel soeben hinter den urwaldbegrüntem Hügeln des Hinterlandes versunken war.

Eine bizarre, felsige, von unregelmäßigen Grüntupfern überzogene Landzunge schob sich weit ins Meer hinaus und bildete eine sanfte Bucht, in der die See grünblau kräuselte.

Der Himmel war von milchigen Cirrenschlieren bedeckt, die nun in der untergehenden Sonne das irisierende Perlmutterweiß der Austernmuschel annahmen. Gegen den Horizont verloren sie sich in lange, ebene Pinselstriche am smaragdblauen Himmel.

An der nachtblauen Trennlinie zwischen Meer und Universum, dort, wo sich wegen des zu steilen Winkels für den Betrachter weder Himmelsblau noch Wolkenweiß spiegeln können, schob sich eine trübblaue Wolkenschicht hoch und umschloß den Prospekt des Horizontes.

Über der Landzunge ballten sich in einer keilförmigen Reihe Gewitterkumuli zu einer dicht über den Horizont schwebenden Parade. Gemächlich zogen sie aufs Meer hinaus, bauschten ihre Türme in die Höhe wie den Rauch einer fauchenden Lokomotive an einem klaren, kühlen Tag.

Das Interessante an den Sonnenuntergängen und Veränderungen der Lichtstimmungen ist die Langsamkeit einer dennoch unaufhörlichen Beständigkeit, mit der sie vor sich gehen.

Niemals wird sich dem Betrachter der Wechsel unmittelbar offenbaren. Erst aus einer Erinnerung an den Lichteffect vor fünf, zehn oder fünfzehn Minuten wird deutlich und klar, dass sich etwas geändert haben muss. Es ist mehr ein Fühlen als ein genaues Wissen.

Zusammen mit der Sanftheit der Schwüle und Hitze, einer zum Wechsel der Tageszeit regelmäßig eintretenden völligen Windstille, einer Milde des Lichtes, die sich wie eine dämpfende Schicht über das Land legt, zeigt sich die Landschaft in einer fast unwirklichen, jedoch äußerst angenehmen Totalität der Empfindungen:

Das milde Licht, das milde Meeresrauschen, die milde Wärme, der milde Duft nach Pflanzen und Früchten, der milde Geschmack frischer Meeresluft.

So kann es, nein so muss es in der Tat im Paradies gewesen sein. Ist es also trotz der Armut, die so sicher jeden Morgen wieder neu erwacht wie ein ungewisser Tag, noch – oder gerade – das Paradies?

»Es wird mir bewusst, welchen Preis wir für unsere Kultur und technokratische Weltwirtschaft bezahlt haben«, sagte ich dem Captain mit einem wehmütigen Blick auf das Meer. »Nämlich den Verlust des Kontaktes zur Ursprünglichkeit der Natur.«

Der Captain hatte sich in den Sand gesetzt, weit genug von den Gischtspitzern der Wellen, die sich am flachen Ufersaum brachen. Ich ließ mich daneben nieder, in einer beinkreuzenden meditativen Haltung und versuchte, diese Stimmung der Natur mit allen Sinnen einzufangen und in meine Erinnerung zu prägen.

»Zur den Ursprünglichkeiten der Natur gehört aber auch der erbitterte Kampf der Kreatur Mensch gegen seine Mitmenschen«, sagte er nach einer Weile. »Dies jedoch haben Sie in ihrer Kultur- und Zivilisationswelt zu einem großen Teil, wenn nicht überwunden, so doch erheblich gemildert.«

Ich wollte gerade erwidern, dass mir in den sogenannten zivilisierten Nationen der mitleidslose Kampf Jeder gegen Jeden erst recht im Gange zu sein schien, als er mir zuvorkam: »Wissen Sie, was diesen Menschen – eingebettet in diese Natur – bleibt, um zu überleben?«

Er sah mich forschend an. »Nur die Chance, alles, was sie zum Überleben brauchen, unmittelbar und mit allen Konsequenzen dieser Natur zu entreißen. Oder wie es die alten Dichter auszudrücken pflegten, der Natur abzurufen.«

Diese hier lebenden Menschen kennen weder Krankenkasse noch Sozialamt, die Kinder sind Altersversorgung und Lebensver-

sicherung, ein Taifun zerstört in Minuten oder Stunden die Arbeit von Jahren und keiner — auch die sich so nennenden Hilfsorganisationen der Industrieländer nicht — geht hin und ersetzt ihnen, was sie verloren haben.

Die Kultur und Zivilisation, die diese Länder dem Westen nachahmen, besteht nur oberflächlich betrachtet in Coca-Cola und Fernsehen. In Wirklichkeit aber sind es die Erfolge in der medizinischen Versorgung fast der gesamten Bevölkerung und die immer wieder auftauchenden Aktionen, Land und Betriebsmittel gerecht zu verteilen, Fortschritte und Leistungen, die die jubelnde Schönheit des prachtvollsten Bauwerkes in einen weit entfernten dunklen Schatten stellen.

Die Kultur besteht nicht aus behauenen Steinen, sondern lebendigen Stützwerten und verketteten Hilfsmöglichkeiten der miteinander lebenden Menschen.«

Sicher, das, was bei uns des öfteren verächtlich als ‚Wohlfahrtsstaat‘ und ‚chancengleiche Gesellschaft‘ abgetan wurde, muss aus der Sicht der Menschen des ‚ökologischen Paradieses‘ wie ein ‚ökonomisches Paradies‘ wirken. Allein schon das Gefühl, im Ernst- und Krisenfall Hilfe bekommen zu können — sie in jedem Fall und zu jeder Zeit sogar erwarten zu dürfen — war ein gewaltiger Fortschritt, weg von den benachteiligenden Unbilligkeiten der Natur.

»Schauen Sie«, fuhr der Captain fort, »welche Möglichkeiten sich Ihnen persönlich bieten würden, wenn Sie in diesem Zustand der Natur leben wollten — oder müßten: Fischer, Bauer, vielleicht noch Händler oder Transporteur — doch das setzt schon eine geordnete Gesellschaft voraus. Von der ganzen Vielfalt der persönlichen Entwicklungs- und Entfaltungsmöglichkeiten einer kulturell und wirtschaftlich hochentwickelten Gesellschaft oder Nation keine Spur.

Geschweige denn Bildung — und das vielleicht auch nur ‚zum Spaß‘, wie dies in den Industrienationen der Fall ist. Allenfalls

Mönch können Sie hier noch werden, wenn Ihnen der Sinn nach ‚Höherem‘ steht. Aber erwarten Sie bloß nicht, dass Sie hier mehr direktes Wissen und unmittelbare Lehre bekommen als in Ihren Industrieländern auf einer Grundschule.«

Diese Argumente überzeugten mich. Bislang hatte ich das ‚einfache Leben‘ immer als einen urmenschlichen Wunschtraum gesehen, nämlich das haben zu wollen, was man gerade *nicht* hat.

Besitzt man Geld, Sicherheit und einen festen Platz in einer funktionierenden, aber regelnauftstellenden Kultur- oder Industriegesellschaft, so möchte man am liebsten diesen Reglementierungen entfliehen zurück zur vermeintlichen Ungebundenheit der Natur.

Muss man sich mit den Zwängen und Abhängigkeiten jährlicher Monsune, mit der im Gegensatz zu ihrem Aussehen sehr bescheidenen Fruchtbarkeit des tropischen Bodens abmühen, fährt man täglich aufs Meer hinaus mit der einzigen Gewissheit, dass nie ein Fang-Ergebnis gewiss und sicher sein wird — dann muss es das Paradies sein, in festen Häusern und Formen arbeiten zu können, die mit großer Sicherheit für Geld und Luxus sorgen. Umgeben von einem Staatenverband, der für Ausbildung der Kinder, Gesundheit und Überlebenschancen bei selbst- oder unverschuldeter Not sorgt.

Ich überlegte mir, welches Klischeeplakat wohl hier an die wiegenden Palmen angehängt werden sollte, welches auf den ersten Blick diesen Zustand der Umsorgtheit verdeutlicht. Vielleicht die des Beamten, dem man nicht nur ausschließlich zumutbare Arbeit — verbunden mit einem auskömmlichen Einkommen — sondern auch noch Dienstkleidung und Verhaltensvorschriften mit auf den Lebensweg gibt. Der die Sorge um sein eigenes Wohl vergessen und sich statt dessen auf die Unzufriedenheit mit sich selbst und seine Mitmenschen konzentrieren kann.

Ein letztes feuerrotes Strahlen goss sich über den dunkler gewordenen Abendhimmel, entfachte die Cirren zu einem Feuerschweif und zündelte die Spitzen der Gewittertürme zu einem Glimmen

an, aus dem schon bald Blitze wie Funken zur Erde sprühen würden.

Die See war nun völlig ruhig, die Geräusche schienen verstummt. Ein leichter kühler Hauch kam auf. Erfrischung und Wohltat. Labend, Kräfte stimulierend, befreiend.

Da fiel mir das Bild ein: Schlaraffenland. Die größte aller Qualen aber ist, unter der Unmöglichkeit zu leiden, nicht alles, was sich einem offen und verführerisch bietet, auch haben, verzehren, zu sich nehmen zu können. Man darbt daran, die Fülle nicht fassen zu können. Die Gier zu fressen wandelt sich zu einem Hunger an Gewissheit, alles, was sich darbiete und meins sein könnte, auch zum meinigen werden zu lassen.

Und da wußte ich, dass Paradiese nicht aus Palmen und Strand, nicht aus Geld und Gut, sondern aus Träumen und Hoffnungen bestehen, deren Erfüllung noch nicht erreicht ist. Paradiese sind nicht die Verzweiflung, nicht die Menge der Möglichkeiten, die sich einem bietet, auskosten und seins werden zu lassen. Paradiese sind der freiwillige Verzicht auf Gier und die gleichzeitige Genugtuung, dass allein Teile der Fülle für Freude sorgen und es befreit, für andere und anderes genügend übrig zu lassen. Paradies ist, wenn man teilnimmt, aber nicht alle Teile nimmt.

Nacht

Wir leben in vielen Sphären – von denen die eine die andere bedingt. Was Einheit ist, wollen wir partout in Kategorien trennen.

Die Nacht hatte sich längst über das Land gelegt, doch die Luft hatte nichts von der dumpfen Kraft ihrer Wärme verloren.

Das Geschrei der Vögel war abgelöst durch andere Geräusche – das Zirpen der Grillen und ein sehr fernes Quaken der Frösche. Der Vollmond hatte sich seinen Platz am Himmel erobert und schien die niedrigen Wolken zu vertreiben, die unentwegt von der Küste her aufzogen.

Das fahle Licht des Mondes brach sich glitzernd in den flachen Wasserschalen der Reisfelder und legte einen milchigblauen Schleier über die Kronen der wiegenden Palmen. Die friedliche Stille der Natur kontrastierte zum aufregenden Treiben der Menschen.

Schon Kilometer vor dem Dorf kamen, erst vereinzelt, dann in einem nicht endend wollenden Strom, die Familien aus ihren Dörfern zur Perahera.

Eine stundenlange Prozession huschender Taschenlampenlichter, flackernder und flüchtiger Öllampen und Gaslampen mit hüpfenden blauen Feuerzungen.

Obwohl es schon Nacht war, kamen die Familien mit allen, die laufen konnten. Babies, in Tüchern auf die Rücken gebunden, wiegten ihrem Kopf schlafend zum rhythmischen Gang der Mütter. Kleine Kinder trotteten gehorsam, ein wenig gezerrt und gezogen, an der Hand mit. Die größeren genossen den Ausbruch aus der Alltagswelt mit allerlei tollen Späßen und vereinten ihre

hellen, lachenden, Stimmen zu einer fortwährenden, fröhlichen Lärmkulisse. Ältere schienen mehr zu schlurfen denn zu gehen, oft rückengebeugt, sichtlich mühsam und doch mit stoischer letzter Kraft und unbeugsam scheinendem Willen. Die verschiedenen Tempi, hier die quirligen, dort die konstanten, dazwischen die sich quälenden bildete einen Menschenstrudel, der sich sowohl sekundlich neu formierte wie zugleich ein konstanter Fluss zu sein schien.

An Schlaf dachte in dieser Nacht vorläufig keiner, wer ein Radio hatte, drehte es voll auf, um den Vorbeieilenden ein wenig Unterhaltung zu bieten. Diese ignorierten diese wie auch andere Lärmquellen jedoch beständig, indem sie selbst bemüht waren, laut schnatternd sich über den allgemeinen Lärm hinweg bemerkbar zu machen.

Je näher das Dorf kam, desto mehr Menschenströme vereinigten sich und mündeten schließlich auf der einzigen befestigten Straße, durch die sich zusätzlich und Gefahren provozierend laut wie wütend hupende Autos, Busse und Lastwagen quälten. Den Radfahrern genügten die kleinsten Lücken, um sich mit kunstvollen Kurven und Lenkradausschlägen durch das Gewühl zu strampeln. Ein einziges, wogendes Gemenge, das seine Geschwindigkeit und seinen Rhythmus gefunden hatte, in dem alles und jedes mitgerissen wurde.

Inmitten der Menge behaupteten sich fliegende Händler, wie Felsen in der Brandung. Oder wie Holzstücke im Strom, sich vorwärtstreiben lassend, stets und unentwegt lautstark die billigen Waren anbietend. Auch das Abfüllen von Zuckerstückchen in zusammengerollte Zeitungspapier-Tüten, das Neuaufsichten von kunstvoll geformten Erdnusskern-Hügeln oder das Wechseln schmutzig-lappiger Geldscheine zu geriffelten Kleingeldmünzen konnte ihren Redestrom in keiner Sekunde unterbrechen.

Die kleinen Tablett wurden auf den Köpfen balanciert, von winzigen Funzeln oder grellen Kerosinlampen erhellt. Die Öllampen

beleuchten selbstgebackenen Kuchen, Karbidlampen strahlten auf glitzernd verpackte Bonbons und flackernd tanzende Kerzenirrlichter spiegelten sich in den Schalen gebackener Krustentiere.

Wir hatten uns längst eingereiht in jenen Strom der Menschen, der wie magisch dem jährlichen Höhepunkt der Feste zudrängte und nun den Dorfrand erreichte. Links und rechts hatten sich bereits die Leute am Prozessionsweg aufgestellt, so dass wir jetzt, obwohl nur Zuschauer wie sie auch, Leib an Leib gedrängt, beäugt, gemustert, begrüßt, bemitleidet wurden: Sie hatten bereits einen Platz erobert, dieser Kampf stand uns noch bevor.

Da keine freien Stellen am Straßenrand zu erblicken waren, hatten die Erstangekommenen allmählich das Nachsehen, weil sich die Zuströmenden einfach vor sie stellten und so die Mauer der Menschen so weit answoll, dass die hinten Stehenden kaum noch eine Chance hatten, Genaues zu sehen.

Die besten Plätze auf den Umfriedungsmauern der Häusergrundstücke, in den ungezählten Astgabeln, auf Telegrafentangen oder in den schwankenden Leitergerüsten eines Ochsenkarrens waren schon seit Stunden von den jungen Burschen erobert und besetzt.

Die Alten hockten sich zum Ausruhen an den Straßenrand nieder, sie würden, sowieso klein von Wuchs, kaum eine Chance haben, viel von der Prozession zu sehen.

Der Mond bildete inzwischen die prächtige Kulisse am samt-schwarzen Nachthimmel und wie auf Kommando waren auch die fliegenden Wolken fast verschwunden.

Der Lärm war längst zu einem beständigen Sirren und Schwingen von Worten geworden. Da traf man Bekannte, die man lange nicht gesehen hatte, so dass die Neuigkeiten nur so hervorsprudelten. Der Plausch mit Freuden, in jener fröhlichen Vorstimmung, die hilft, die Spannung auf das Kommende zu ertragen. Ein jeder hatte die Welt um sich herum vergessen.

Immer noch strömten neue Zuschauer herbei, gaben Anlässe für weitere Gespräche oder Tuscheln und Lachen hinter vorgehaltener Hand.

Plötzlich dröhnten von weither dumpfe paukenähnliche Böllerschläge und ein Raunen ging durch die Menge. Jeder wußte, was es bedeutete und erzählte es dennoch wortgewaltig seinem Nachbarn: Die Perahera begann.

Am Tempel setzte sich der Prozessionszug in Bewegung. Er wird weit über zwei Stunden auf seiner Strecke die Alten und die Jungen durch das, was sie alle kannten und ihnen schon so wohlvertraut war, wieder einmal in entzückendes Staunen versetzen.

Ganz unprosaisch wurden diese religiöse Prozession angeführt durch das respektheischende ‚Auge des Gesetzes‘. Die khakifarbenen Polizeiuniformen spannten sich über vor Stolz und Selbstbewusstsein gereckte Körper, über mit Korruptionsgeld gefütterte schwellende und schwabbelnde Bäuche. Streng versteinerte Gesichtern mit schwarzfunkelnden Augen und gezwirbelte Bärten demonstrierten die Macht und Überlegenheit des Staates. Das lächerliche ‚Hochwasser‘ der engen Röhrenhosen wurde kompensiert durch das makellose Blitzen der blankgewienerten Schuhe.

Eine Hand am Koppel, die andere lässig schwingend schritt die Ordnung höchstpersönlich dem chaotischen Trubel voraus.

Es folgte ein Jeep mit einem entsetzlich blechernklingenden Lautsprecher, gegen dessen durchdringendes Kreischen selbst das Gebrüll der inzwischen zwangsläufig aufgeweckten Säuglinge nichts auszurichten vermochte.

Kurz dahinter eine Gruppe von Burschen und Männern mit einer Peitsche in der Hand. Sie stellten sich in einigem Abstand in die Mitte der Straße und ließen ganz leicht das Seil über die Köpfe der Wartenden kreisen. Erschrocken wichen diejenigen, die sich zu weit auf die Straße getraut hatten, zurück.

Bald jedoch, ohne Vorwarnung, zuckten die Peitschen mit lautem Knall durch die Luft und hätten jeden, der ihnen im Weg gestanden hätte, blutende Striemen gerissen. Dann jedoch, als die energischen Ordnungshüter ein Stück weitergezogen waren, löste sich die momentane Ordnung wieder auf, wogegen auch einzelne energische Rufe der Polizisten nichts ausrichten konnten.

Plötzlich flackernde Feuer, deren rotglühender Widerschein über die Gesichter der Umherstehenden tanzte und das Szenario in eine Fegefeuer-Kulisse tauchte.

Vor so viel Licht würde auch der böseste Dämon und Geist Reißaus nehmen. In Öl getränkte Baumwollappen umhüllten die Enden von Stangen, Zapfen, Rädern und geflochtenen Gestellen. Schwungvoll wirbelten die schweißglänzenden Feuertänzer die Gebilde durch die Luft und schafften so die Illusion eines wild-unzähmbaren und zugleich gebändigten Feuers.

Vornehmlich Burschen, aber auch schon mutige Kinder, von zwischen den wirbelnden Feuerbällen patrouillierenden Alten kontrolliert, übten sich in den tollsten Verrenkungen, bald den Feuerstab wie ein Tambour-Major wirbelnd, bald in zuckenden Tanzrhythmen den Feuerwirbel entfachend. Während der Körper auf dem Straßenboden längs der eigenen Achse gerollt wurde, sorgte der stets senkrecht in die Luft gehobene Arm dafür, dass sich auf den Fingerspitzen das mächtige Feuerrad weiterdrehen konnte.

Ab und zu wurden die Enden wieder mit Flüssigkeit getränkt, wo ein Feuer erlosch, flammte gleich ein neues auf. Kaum bewusst wahrgenommen, aber dennoch als Stimulans für Tänzer und Zuschauer unentbehrlich, die Trommeln und Pauken mit dumpfen Klängen und treibenden Rhythmen.

Alle paar Meter stockte die Truppe, ließ sich durch das grenzenlose offenäugige Staunen der nunmehr schweigenden Zuschauerwand links und rechts des Weges zu immer neuen, gekonnt-geübten Kunststücken verleiten.

Das Tempo des Fortkommens der Feuertänzer bestimmte auch das der gesamten folgenden Gruppen der nunmehr schon nicht mehr in ihrer Länge übersehbaren Prozession. Es schien die Hitze des Feuers und der Rhythmus der Trommeln die Feuertänzer in eine Art Trance versetzt zu haben, so dass sie fast nur eigenen Intuitionen folgend den Weg fortsetzten, ohne dass sie durch Zurufe oder massives Bedrängen dazu aufgefordert werden konnten.

Schon bald folgte der erste Elefant. Ihre Anzahl, Schönheit und vor allem auch Größe verliehen der Perahera Glanz und Aussehen. So sehr auch die Tänzer, Musikanten, Fahnenträger und sonstigen Mitwirkenden das Bild erst bunt, das Fest erst lebendig, die Prozession erst menschlich machten, so sehr waren doch die Elefanten die »Könige« des Zuges.

Sie und nicht Menschen oder Wagen trugen die Statuen und Reliquien, auf ihnen ritten früher die Fürsten und Könige, heute noch deren symbolische Darsteller.

Bunte, fast grell bemalte, bestickte, gebatikte, mit Edelsteinen und Glitzerzeug bedeckte Decken waren den Dickhäutern umgehungen. Allen fielen die Prunktücher an den Seiten herab, bedeckten wie eine Mütze den Kopf und selbst der Rüssel wurde von einem prächtigen, schweren Tuch bedeckt.

Der Schmuck und die Kostbarkeiten der Decken sind übersehbarer Ausdruck für den Reichtum des Klosters und der Wichtigkeit der Perahera.

Als seien sie sich ihrer majestätischen Würde bewusst, schritten sie, den Rüssel gemächlich schwenkend, mit einer fast stoischen Ruhe in ihrem eigentümlich wiegenden Schritten einher. Die viel zu kleinen Augen blinzelten auf die Zuschauer hinab, schienen nahezu zu kullern und den Mahmoud, den Elefantenführer, der an ihrer Seite schritt, als sicheren Freund und Führer in diesem verwirrenden Spiel nicht mehr aus dem Blick zu lassen.

Während die Trommlergruppe vor den Elefanten die Feuertänzergruppe weitertrieb, spielte wenige Meter dahinter eine buntgekleidete Kapelle der Tanzgruppe, die in ihrer berühmten Formation als „Kandy Dancer“ bekannt ist. Die Prozession ließ die Zeit verfliegen, sie schien nur einen Moment zu dauern, so intensiv waren die Eindrücke, und doch nahm sie Stunden in Anspruch.

Wir hatten einen weiten Weg bis zu unserer Schlafstelle und noch lange dröhnten in den Ohren die Trommeln nach. Obwohl ich eine solche Perahera zum ersten Mal gesehen hatte, kam sie mir sehr bekannt vor. Plötzlich fiel es mir ein.

»Im Grunde genommen gleicht dies eben alles einer Fronleichnamens-Prozession oder einem Schützenumzug«, sagte ich dem Captain und fügte hinzu: »Oder einer Mischung aus beiden.«

»Warum auch nicht«, entgegnete er lakonisch.

»Weil es gar nicht so selbstverständlich ist, dass sich an zwei unterschiedlichen Ecken der Welt, die kulturell eigentlich nie direkten engen Kontakt hatten, identische Formen sozialer Gewohnheiten entwickeln.«

»Nein?«

»Denn ja?«

»Haben Sie eigentlich Respekt vor Naturforschern und Naturwissenschaftlern?«, fragte mich der Captain völlig unvermittelt.

Ich überlegte eine Weile. »Nun ja, Respekt ist zuviel gesagt. Aber ich gestehe, dass ich voll staunender Bewunderung bin, wenn einer sämtliche lateinische Namen aller existierenden Kakteen weiß oder komplizierteste chemische Formeln im Kopf hat. Oder Sprachen spricht, deren Zeichen lesen kann, die über Jahrtausende nicht mehr fortgesetzt wurden.«

»Ja«, antwortete der Captain, seinerseits ein wenig gedankenverloren, »ja, das ist eine gewisse intellektuelle Leistung. Ganz ohne Zweifel. Aber das täuscht nur darüber hinweg, dass diese Leute

sich selbst und ihre Leser oder Zuhörer über Jahrhunderte und noch immer geistig einengen und bevormunden und genau das Gegenteil von Forschung betreiben.«

»Nämlich?«, fragte ich, sehr interessiert und aufmerksam geworden.

»Reduzierung.«

Mein Schweigen vermochte wohl intensiv zu vermitteln, dass ich nicht so recht verstand, was er damit meinte.

»Diese Naturforscher erforschen nicht die Natur, sondern reduzieren sie auf benennbare Kategorien. Übrigens bewusst oder unbewusst getrieben von der Idee, eine allerletzte, alles erklärende und nicht mehr teilbare Formulierung zu finden. Um das Atom, jenen griechischen Begriff für ‚unteilbar‘, ein erneutes Mal zu finden.«

Er hätte es nicht so gesagt, wenn er nicht damit ausdrücken wollte, dass dies wohl falsch oder töricht sei. Ich fragte ihn nach seiner Auffassung von diesen Dingen.

»Nein, es ist vollkommen richtig, was die Naturwissenschaftler mit ihren kategorischen Einordnungen der Phänomene und vorkommenden Fakten machen.«

Diese Antwort überraschte mich. »Nur die Schlussfolgerungen oder die Unterstellungen, die daraus gezogen werden, führen ins Leere«, fügte er hinzu und dann: »Sie spielen Schach. Und so wissen Sie, hinterher kann man jedes Spiel analysieren. Vorher nicht.«

Als die Perahera dem Ende zugegangen war, hatte sich der Mond hinter eine Bank schleierhafter Wolken verzogen und sein Licht kam nur noch als fahle Dämmerung zu uns. Obwohl wir einen breiten und offenen Weg gingen, war es eher ein tastendes und vorsichtiges Schlurfen denn zielstrebiges Gehen. Immer seltener wurden nun auch die Fackeln und Laternen der mit uns Zurück-

kehrenden, immer einsamer fühlten wir uns in der ruhigen Landschaft, in der nun auch der Wind schlief.

Zeit genug, intensiv über die letzten Argumente unserer Diskussion nachzudenken und ich versuchte sie in Relation zu den Aussagen der Biologen, Zoologen, Geologen und Ethnologen zu setzen.

Denn gerade bei diesen beobachtenden Disziplinen war mir schon oft aufgefallen, dass sie mit Vorliebe Sätze und Gedanken verwenden, die immer wieder auf das Motto hinaus laufen, dass die Natur angeblich so handelt, wie wir Menschen momentan auch denken. Denn – logisch –, keiner kann erklären, was er nicht kennt oder weiß. Da das Erkennen davon abhängt, mussten zwangsläufig alle Schlussfolgerungen mit dem jeweils aktuellen Wissen in Korrelation stehen.

Doch mir fiel ein Satz von Einstein ein, der mir ganz gut zu des Captain Schach-Bemerkung zu passen schien. »Gott würfelt nicht«, zitierte ich Einstein.

Der Captain konterte mit einem oft benutzten Rechenexempel in diesem Zusammenhang. »Es gibt so viele Möglichkeiten, aus den uns bekannten chemischen Grundstoffen und Verbindungen Aminosäuren aufzubauen, dass selbst bei flinkster Variation und rasant schneller Neuschaffung das Alter des Universum nicht ausreichen würde, um mit statistischer Wahrscheinlichkeit auf ausgerechnet genau die Aminosäurekombinationen zu kommen, aus denen das irdische Leben tatsächlich besteht – oder einst primär entstand.

Glaut man an den Zufall, so kann man leider mit menschlicher Logik und menschlichem Wissen die Entstehung von Leben nicht erklären.«

Diese Diskussion war mir wohl bekannt.

Ich hakte nach: »Also spielt Gott Schach, wenn er schon nicht würfelt. Und einer dieser Schachzüge hieß, bestimmte Amino-

säuren als Grundlage des Lebens zu bestimmen, auf dass sich darin etwas entwickelt, das wir heute Welt oder Erde nennen. Mit Lebewesen wie zum Beispiel den Menschen.«

»Und«, so fügte ich hinzu, »mit den Menschen das, was man Kultur, Religion oder Philosophie nennt. Und weil Gott Schach gespielt hat, also einen Plan hatte oder sich seiner eigenen zufälligen Laune überließ, konnte alles gar nicht anders kommen, als es gekommen ist.«

Trotz der Dunkelheit meinte ich zu erkennen, wie er mich ansah.

»Ja, ganz genau«, sagt er bewusst gedehnt und jedes Wort betonend.

»Das heißt aber,« fuhr ich sinnend fort, »dass alles vorausgeplant ist.«

Der Mond hatte sich am Himmel wieder Platz verschafft und leuchtete unseren Weg wieder wunderbar aus.

Als wolle er meine Frage ignorieren, blieb der Captain stehen und deutete mit der Hand auf eine Reihe windgebeugter Palmen, die sich am Rande eines glitzerhellen, wasserdurchfluteten Reisfeldes majestätisch vor dem samtblauen Nachthimmel in der leichten Brise wiegten.

»Sehen Sie diese Palmen«, fragte er mich und ohne eine Antwort abzuwarten fuhr er fort: »Sehen Sie auch die Zweige, die noch nicht gewachsen sind?«

Ich schwieg, wußte nicht so recht, ob ich ihm auf diese kuriose Frage überhaupt antworten sollte, ob er eine Replik erwartete oder mich nur wieder in eine argumentative Zwickmühle locken wollte.

Er schwieg, ich schwieg, und so standen wir eine Weile, beide den Blick umherwandern lassend, auf einen unbeteiligten Beobachter sicher wie zwei Rastende wirkend.

Der Captain nahm das Gespräch wieder auf. »Natürlich sehen Sie diese Zweige nicht«, sagte er, ohne seinen Kopf mir zuzuwenden, »aber ich sehe sie. Sie sehen so aus wie die anderen Zweige auch. Und wenn Sie nur gewollt hätten, hätten Sie sie auch sehen können. Oder tun Sie dies, was die Menschen normalerweise zu tun pflegen und womit Generationen von Naturwissenschaftlern ihren Blick verstellt haben: Kommen Sie nach einem Jahr wieder und stellen einfach fest, wie die Zweige aussehen, die inzwischen gewachsen sind. In die Vergangenheit gesehen ist jede Entwicklung nicht nur logisch, sondern vor allem ‚sinnvoll‘. Wie die sich für aufgeklärt haltenden Menschen sagen: ‚Die Natur hat es eingerichtet ...‘.«

Wir schwiegen weiter, stillstehend, erst nach einer Weile setzten sich unsere Schritte wieder wie von selbst in Bewegung. »Das geht so weit, dass sich die dümmsten und unlogischsten Schlussfolgerungen hartnäckig als scheinbares Faktum halten und doch nichts sind als die Hilflosigkeit, Dinge und Tatsachen, die Zeit und die Entwicklung der Natur auf menschliches Wissen zu reduzieren.«

Das kam mir sehr abstrakt vor und ein leichtes Straucheln über eine sich heimtückisch im Mondschatten versteckende Baumwurzel erschien mir sehr symbolisch zu sein.

Der Captain mochte meine Gedanken geahnt haben oder auch nur seinen Monolog fortzusetzen. »Ich spreche von der hartnäckig falsch verstandenen Entdeckung Darwins, der Mensch stamme vom Affen ab.«

»Tut er es denn nicht?«

»Nein. Jedenfalls nicht in dem Sinne, wie es die meisten Menschen interpretieren. Sie können es sprachliche und gedankliche Schlamperei oder auch Worte auf der Goldwaage legen nennen, ganz wie Sie wollen. Aber korrekt heißt der Satz: ‚Affen und Menschen haben die gleiche Abstammung.‘ Und dann wird plötzlich auch vieles verständlich. Denn unsere Vorfahren sind zwar die

gleichen, die Entwicklungen der Menschenaffen und der Menschen jedoch verlief zwar parallel, aber getrennt.«

Mittlerweile hatten wir eine kleine Allee erreicht und der Blick wurde wie magisch auf das helle Ende gezogen.

»Im Nachhinein ist alles verständlich und sinnvoll. Jeder kann verstehen, warum die genetische Kodierung von bestimmten Affen und Menschen zu über 99 Prozent identisch ist. Aber kein Mensch kann voraussagen, welche Entwicklungen aufgrund des vorhandenen genetischen Materials plus einem Kosmos voller Einflüsse noch möglich sind.

Es mag ja vielleicht eine geistig befriedigende Leistung sein, ein Tier A zur Familie X zurechnen zu können oder die Ähnlichkeit der Blütenblätter einer javanischen und indischen Sumpfpflanze belegen zu können. Doch was ist damit erreicht?«

Er schwieg einen kurzen Moment. »Nichts,« fuhr er fort, »gar nichts. Und noch hilfloser wird das Gestammel der Forscher, wenn sie hochtechnische Mechanismen der Natur erklären sollen. Oder würden sie sich zutrauen zu begründen, warum es ‚fleischfressende Pflanzen‘ gibt, mit einem äußerst komplizierten physikalisch-mechanischen Teil und einer hochraffinierten chemischen Fabrik im Inneren? Zumal sich nur wenige Zentimeter neben diesen Standorten völlig andere Pflanzen mit völlig anderen Formen und Funktionen behaupten. Was also ist ‚Sinn‘, wenn beides zugleich da ist, wenn unterschiedliche Strategie zum gleichen Erfolg führen, nämlich dem Überleben?«

Wieder sah er mich von der Seite an. »Die ganze These Darwins von der Durchsetzung des Stärkeren in Form Anpassung an die Gegebenheiten der Welt und ihrer Natur, also die Begründung für die Existenz der Arten ist zwar richtig, aber letztendlich unglaublich nutzlos.«

»Sie meinen, weil sie erklärt, warum es bestimmte Lebewesen gibt, aber nicht, warum sie so sind, wie sie sind?«

Seine Antwort kam sehr spontan. »Genau deshalb.«

Ich versuchte, seine Gedanken ebenso auf einen geraden Weg zu bekommen wie der war, den wir noch für eine kurze Weile zu gehen hatten.

»Und dennoch,« sinnierte ich laut, »das gibt mir noch lange keine Erklärung dafür, warum eine Tempelprozession in Asien äußerlich einer Kirchenprozession in Europa gleicht.«

Den Rest des Weges legten wir beide in Gedanken versunken stillschweigend zurück. An seinem Ende gabelte sich der Weg und über eine einsturzgefährdet erscheinende Brücke, die noch nie ein Geländer gesehen hatte, erreichten wir das mit violetten Scheinblüten der Bougainville überwucherte, hölzerne Eingangstor einer kleinen Bungalow-Anlage.

Der Nachtwächter, der lautlos aus seiner wackeligen Bude herangeschlurft kam, öffnete mit einem freundlichen und naiven Lächeln das Tor, seinen nur noch von vereinzelt Zahnstümpfen geschmückten Mund entblößend. Seine Kleidung war mehr eine Lumpensammlung und die Haut schien nicht nur von der Sonne gedunkelt zu sein. Dennoch wachte er treu und ergeben über den Schlag der reichen Gäste, für die ein Abendessen fast ebensoviel kostete wie er kargen Lohn für seinen nächteopfernden Dienst im Monat bezog.

Der Hof der Anlage glich einem botanischen Garten. Exotische Pflanzen in üppiger Fülle vermittelten den Eindruck nie besiegbarer Lebenskraft.

Müde vom langen Marsch ließen wir uns noch auf den korbgeflochtenen, bequemen Sesseln der kleinen Hotelhalle nieder, die praktisch nur aus einem riesigen, von dünnen Stämmen getragenen, aus Palmwedeln geflochtenen Dach bestand.

Ein leiser, kühler Windhauch umwehte uns, gerade angenehm und trug das Zirpen und Girren der Zikaden zu uns. Fledermäuse huschten wie lautlose Fabeltiere durch die Luft, zu schnell, als

dass die Augen sie genau beobachten konnten. Das Rauschen der nahen Brandung in der langgezogenen Bucht mischte sich mit dem permanenten Rauschen der Palmwedel, und wenn man die Augen schloß, konnte man meinen, ein kräftiger Regenschauer ginge nieder, denn wenn die dünnen langen Rippen der Palmwedel aufeinanderschlugen, gab es einen klatschenden Laut, der dem der fallenden Regentropfen zum Verwechseln ähnlich war.

Ein müde und mürrisch wirkender Nachtportier, dem sein Job offensichtlich keine Freude machte, weil er ihn für unter seiner Würde liegend ansah, schlurfte aufreizend langsam heran und erkundigte sich, ohne ein Wort zu sagen, nach unseren Wünschen. Er stand einfach nur da, im seinem Sarong dürr und alt wirkend und erwartete offensichtlich irgendeine Order. Sein Gesicht war völlig unbeweglich, sein Blick haftete nirgends.

Wir verspürten noch Appetit auf ein kühles Bier, welches in den Tropen außerdem noch die unschlagbare Eigenschaft hat, die immer noch vibrierenden Nerven zu dämpfen und Garant für einen raschen Schlaf zu sein.

»Wer macht denn die Prozessionen?« kam völlig unvermutet in das nie lautlose tropische Schweigen eine Frage des Captain an mich.

Ich war sehr verduzt, sogar verblüfft und dennoch mit einem Schlag hellwach und wissend zugleich. Ich lächelte, sah amüsiert zu, wie sich der Portier, als Barman unerfahren, bemühte, unter Vermeidung jeglicher Schaumbildung das relativ kalte Bier in zwei hohe Wassergläser zu füllen und sie mit leicht zitternder Hand vorsichtig vor uns auf die wackeligen Bambustische zu stellen, wo sogleich eine Kondenswasserpfütze zusammenlief.

Ich griff nach dem Bier, mich des kalten Glases erfreuend und genüßlich die leicht schwappende, nur leicht perlende Oberfläche des randvoll gefüllten Bechers betrachtend.

»Na ja, eben die Menschen«, sagte ich, nippte mit geschlossenen Augen genüßlich von der natürlich viel zu kalten, aber gerade deswegen so begehrten Flüssigkeit und konnte mir seine Gegenbemerkung dazu intensiv vorstellen.

„Eben“, würde sie lauten, „und da die Menschen sich ähneln, brauchen Sie den Grund nicht bei der Prozession zu suchen.“

Doch ich hörte nur, wie sein Glas abgestellt wurde und er murmelte »Aber Sie wissen es doch.«

Wir tranken beide in Ruhe, uns genüßlich im Sessel ausstreckend das Bier zu Ende und er wollte gerade aufstehen, als ich ihn mit einem raschen »Moment noch!« wieder in den Sessel zurückfallen ließ.

»Sie haben mir noch nicht gesagt, ob Gott nun würfelt oder Schach spielt!«

»Wenn Sie nur lange genug Geduld haben,« schaute mich der Captain mit Schalk in den Augen an, »gelingt auch Ihnen diese Schachpartie, die jeden Großmeister bravourös bezwingt, obwohl Sie die Züge nur ausgewürfelt hätten. Und weil Sie als Mensch diese Zeit nicht haben, müssen Sie wie die kategorisierenden Naturwissenschaftler immer zwischen Schach und Würfeln unterscheiden und werden nie erfahren, dass beides eins ist.«

Als wir aufstanden, entdeckten wir im Osten ein erstes fahles Licht des neuen Morgens.

Miteinander

Warum sehen wir die Widersprüche als solche an, wenn sie in Wahrheit nur die Erklärung eins bisher nicht Ge- und Erkannten sind?

Es geht die Legende von jenem Maler am Hofe eines chinesischen Kaisern, der gerufen wurde, das schönste Bild der Welt zu malen. Er erbat sich als Gegenleistung ein ungezwungenes Leben am Hofe und viel Zeit, was ihm der Kaiser gewährte. Doch da ihm im Laufe der Jahre der Maler an Ausschweifungen zu viele genoß, an Zeit zu lange verbrauchte und immer noch nicht mit der Arbeit begonnen hatte, ließ er ihn vor sich treten und forderte von ihm, alsbald sein Werk zu beginnen und binnen Jahresfrist zu beenden, andernfalls er, der Maler, des Kaisers wilden Zorn und vielleicht schlimmer noch, sein Richtschwert zu spüren bekäme. Der Maler, äußerlich völlig unbeeindruckt, ließ sich geschwind Pinsel, Farbe und Papier bringen und noch vor den Augen des Kaiser entstand, in nie gesehener Flinkheit, das schönste Bild der Welt. So schön, dass es keine Zweifel an diesem Attribut geben konnte.

Anstelle von Freude durchflutete den Kaiser nun tatsächlich Zorn und er wollte barsch wissen, warum, wenn es zu malen nur Minutensache sei, der Maler sich all die Zeit der verflossenen Jahre genommen hätte, in denen er dem Müßiggang frönte. »Warum es der vielen Jahre bedurfte?«, fragte der Maler höchst vergnügt zurück und sah den Kaiser lächelnd an: »Um es zu jeder Zeit malen zu können, wenn Du es befehlst.«

Immer wieder dieses befreiende Gefühl grenzenlosen Staunens, wenn die Maschine ohne Übergang und nur mit einem kurzen Rumpeln der hydraulisch gefederten Fahrwerke in ihr eigentliches Element surrt und rauscht, zischend und pfeifend Meter um Meter

erklimmt, in den bodennahen Luftwirbeln tänzelnd und schaukelnd, bockig und plumpsend zuweilen, aber voller Kraft und unbesiegbarer Eleganz steil himmelwärts gerichtet.

Im fahlen Licht des Morgendunstes glitzerten trotzig die Wasserläufe und Teiche aus dem gleichmachenden Blaugrün der hitzestickigen Luft, perlten irisierend und funkelten die gleißenden Strahlen des Sonnenlichtes bis in unsere Sphären hinauf.

Das Eintauchen in die ersten Kumuli, die breit und schwer, träge und gelassen den Dunst bedeckten, führte zu heftigen Schlinger- und Schaukelbewegungen, ähnlich dem Schiff, das kurz hinter der schützenden Hafenmole von den ersten quer rollenden Wogen erfaßt wird. Winzige Bruchteile unterschiedlichen Luftdrucks und abrupt wechselnde Luftströmungen führten zu abrupten Bewegungsänderungen, bald wie ein Fallen empfunden und dann wieder wie ein mächtiger Gegendruck, der die Triebwerke scheinbar aufheulen ließ im Bemühen, die zusätzlich aufgebaute Kraft des Winddrucks zu überwinden.

Das sichtlose Schlingern währte nicht lange und der Metallvogel tauchte die Nase in ein strahlend blaues, horizontweit klares Blau, über dem die Sonne ihre verschwenderische Lichtflut ergoss. Die Wolken, von unten eher bedrohlich und düster erscheinend, glichen nun in Gänze einer unendlichen Schnee- und Eislandschaft: Süd- oder Nordpol, egal, eisiges Urland voll majestätischer Weite und der Reinheit des Absoluten. Nichts außer dem einen, dem Strahlen des Weißes, in einer ergreifenden Harmonie unendlicher Vielfalt der Konturen und Figuren, Schatteninseln und Horizontsilhouetten.

Wir schlitterten in unabschätzbare Nähe über diese unbesiegbare stark erscheinenden Wolken-Eisfläche, deren Zerbrechlichkeit durch Wind und Sonnenlicht sich nicht im mindesten durchs Anschauen offenbarte. Ich meinte förmlich, den Wolkenschnee stieben und stauben zu sehen, so gewagt nahe hielt sich das Flugzeug über der Wolkenoberfläche und zuweilen tauchten wir auch ein in

einen kleinen Wolkenhügeln und es schien wie das lustvolle Hineinfallen in frischen, weichen und harmlosen Pulverschnee.

Der Steigflug war schon fast beendet, denn vor uns lag nur eine kurze Flugstrecke, die ein weiteres Erklimmen des Sphärenazurs nicht gelohnt hätte. Schon bald aber wuchsen aus den sanften Wolkenhügel kantige und klobige Berge, steile und isolierte Wolkentürme, die untrüglich ihre wachsende Gewalt signalisierten. Bis zum Nachmittag würden sie sich zu Gewittertürmen und Regenzentren geballt und vereint haben, die bis zur Troposphäre reichen können und deren Entladung die Menschen auf Erden fürchten und schaudern lassen.

So weit es die Definitionen der zugewiesenen Luftstraße zuließ, wich der Captain mit sanften Steuerbewegungen der Konfrontation aus, doch schon bald hätte dies ein wildes und unkontrollierbares Slalom-Fliegen der ungemütlichsten Art sein müssen. Immer dichter ballten sich die Wolken, bis sie ein sekundenschnelles Licht- und Schattenwechselfpiel wurden, ein unwirkliches Tauseln zwischen Wolkenlöchern und Tälern, ein permanentes Schlingern zwischen den unberechenbaren Windströmungen in diesen Wolkenknäueln.

Bald war der Blick durch die Kabine die weiteste Entfernung, die das Auge zu durchmessen imstande war, weil vor den Scheiben mehr oder minder weißes diffuses Licht die Tiefe des Wolkenzentrums signalisierte, welches wir just durchquerten.

Und dann wieder wurde der Blick begrenzt durch steil aufragende Wolkenwände, die wie Dolomitenfelsen senkrecht in den Himmel wiesen. Aber auch bis an die Krümmung des Horizontes reichte zuweilen die Sicht. Plötzlich riss unter uns die Wolkendecke auf, der Blick stürzte hinab auf die Erde. Seitlich glitt ein Wolkenabhang wie die Flanke eines endlosen Gletschers von unüberschaubaren Höhen scheinbar bis auf den Erdboden hinab. Der Blick verfolgte ihn wie in einer wilden Rutschpartie, wobei sich der

Körper durch das nunmehr wilde Rollen und Rumpeln in einen Zu-stand unangenehmen inneren Widerstandes verkrampfte.

,Warum', dachte ich bei mir, ignoriert der Captain eigentlich nicht all diese stumpfsinnigen und theoretischen Anweisungen über Flughöhe und Kurs, die ohnehin von Menschen ausgegeben werden, die in klimatisierten und wettergeschützten, dauerlichtberieselten Räumen sitzen, auf weichen, gepolsterten Stühlen, nicht das Schaukeln und Rollen ertragen müssen, vielleicht sogar überhaupt nicht wissen, wie sehr es dem Menschen zuwider ist, Situationen ertragen zu müssen, die ihm zum Nichtstun verdammen.

Da schlingerten wir nun, durchs Festschnallen doppelt bewegungsunfähig, zwischen bedrohlich und gefährlich wirkenden Wolken-schlünden und luftgewirbelten Kumulusmassiven, der Unfehlbarkeit elektronischer Steuerprogramme vertrauend, abwartend, zeitabsitzend, vorwärtsstrebend Zeit und Raum überwindend zum absoluten Nichtstun verdammt. Der Körper will sich wehren, will helfen, die Gefahren zu meistern und wird mit brutaler Gurt- und Disziplin-Gewalt an die unnatürlichen Rhythmen der unglaublich flink gegensteuernden Maschine gezwungen.

Grenzen der Technik, Umkehrung des vermeintlich Fortschrittlichen in unmenschliche technisch manifestierte Sinnlosigkeit: Auf einem Schiff im Sturm ist der Mensch mit allen seinen Sinnen fest mit der Natur verbunden. Die Woge ist zu sehen, das Schaukeln dauert so lange, wie die Welle groß ist und auf das Hinabfallen in das nächste Wellental kann sich der Geist vorbereiten, weil er es als solches erkennen, vorausberechnen, abschätzen kann. Doch im Flugzeug, jenes Verkehrsmittels, welches nur existieren kann, wenn die Sinne des Menschen und vor allem die des Piloten bewusst ausgeschaltet und überwunden werden, programmiert man die Angst vor. Weder vermag der Passagier in der Kabine — ebensowenig wie die Piloten in der vorwärtsgerichteten Kanzel — vorauszuahnen, welche Wind- und Wolkenturbulenzen in der nächsten Sekunde auf das Flugzeug einwirken, noch vermag dieses

aberwitzig teure, mit allen Errungenschaften modernster Elektronik ausgestattete technische Gerät auch nur im entferntesten jene Beziehung zwischen Naturkraft und Menschenmöglichkeit herzustellen, die seit Jahrtausenden den Menschen befähigt, mit seiner unmittelbaren Umgebung — und sei sie noch so widrig — fertig zu werden und im Regelfall auch mit der gefährlichen Natur zu leben.

Dieses Abgeschnittensein von natürlichen Signalen und die Unfähigkeit, auf Situationen mit den körpereigenen Mitteln und Mechanismen reagieren zu können, empfand ich in jenem Moment der sich bis zur körperlichen Widerwilligkeit steigernden Wolkenquerung als Tortur, deren Sinnlosigkeit auch nicht durch rationale Gründe wie Zeit- und Raumüberwindung zu ökonomischen Bedingungen ausgeglichen werden konnten. Mir schien, dass dies auch symbolisch sei für alle Technik, mit der wir uns umgeben. Technik, gleich wie und gleich wo, ist immer dann unmenschlich, wenn sie den Menschen ein Verhalten abverlangt, welches ihren natürlichen und physisch-psychischen Werkzeugen in keinsten Weise entspricht.

Warum bloß wies uns Jakarta Control diese Stolperstrecke zu? Warum wollten diese Menschen, die sich hinter ihren Vorschriften verschanzten wie hinter ihren Radarschirmen, nicht wissen, ob es uns hier inmitten monsungewaltiger Gewitterwolken überhaupt gefiel. Was bedeutet denn die Sicherheit, wenn sich der Mensch in der Sicherheit ängstigen muss? Wußten die, für die wir nur DELTA-HOTEL-GOLF-WHISKEY ONE-FIVE-TWO auf GREEN EIGHT in LEVEL 124 waren, überhaupt, dass hier Menschen mit all ihren persönlichen Ängsten und Sorgen unterwegs waren?

Ahnten sie, uns als einen grünen Radarschirmfleck mit eingeblendeten Transponder-Code verfolgend, um jenen persönlichen und kräftezehrenden Stress, der sich mehr unbewusst denn willentlich einstellt, wenn der Mensch in seinem Handeln vom Erkennen abgeschnitten ist — und umgekehrt?

Vermochten Sie überhaupt zu ahnen, was es heißt, die Natürlichkeit zugunsten einer Notwendigkeit zu opfern, die sich als ‚Zeitgeist‘ in einer Technik offenbart, die in Form des Fliegens nur eine unter tausenden ist?

Wussten sie es — und wenn sie es wüssten, was hätten sie ändern können? Viel, wenn es sie überhaupt interessiert hätte, ob vielleicht doch noch eine andere Flughöhe über oder unterhalb der Wolken verfügbar gewesen wäre. Wenig, weil das einmalige Ausweichen auf ein generelles Problem wohl kaum die Situation verbessert, sondern eher noch eine Bestätigung dafür geliefert hätte, die Regeln, Vorschriften und Verhalten in eben jener Art und Weise beizubehalten, die als ‚richtig‘ eingestuft und damit fest vorgegeben waren.

Irgendwie schien mir, als ob die Menschen überhaupt nichts voneinander wüssten, als ob ihr ganzes Miteinander nur ein Aneinanderreihen bloßer Egoisten wäre. Warum sollten diese Fluglotsen auch auf unsere persönlichen Gefühle, Ängste, Erregungen und Hoffnungen reagieren? Existierten davon ohnehin nicht so viele wie Menschen an Bord und wechselten sie nicht schneller als das Lichtspiel der Sonne zwischen den Wolken?

Was hätte es überhaupt für einen Sinn, auf die individuellen Bedürfnisse und Wünsche des einzelnen einzugehen. Ich überlegte mir — merkend, dass ich dabei selbst ins Schmunzeln kam — wie ein solcher Flug vonstatten gehen würde.

Start. Die Maschine zieht sanft in den Himmel. »Nein,« sagt da eine ältere Dame, »fliegen Sie nicht so hoch. Ich habe Angst!«

»Quatsch,« brummt ein smarterer Geschäftsmann mit braungebranntem Teint zurück, »laß die Alte zittern, ich will schnell ans Ziel. Captain, halten Sie drauf zu.«

»Mir macht das Gerumpel gar nichts aus, wir könnten den ganzen Tag so vor uns hinpendeln. Ist doch schön, oder?« Die kecke Mittfünfzigerin greift zum Modeblatt und gibt sich einer sichtlichen

Gelassenheit hin. Der neben ihr sitzende, nervöse Beau rennt aufgeregt zum Captain und zwingt ihn unter Androhung roher Gewalt, die Flughöhe zu verlassen und unter den Wolken herzufliegen. Allmählich verloren sich meine Gedanken in einem wüsten Szenario, dass sich in diesem Flugzeug ausbreitete und ich versank trotz der dumpfen, von Klappern, Knarren und Poltern begleiteten Luftsprünge in einen leichten Schlaf.

Nebelhafte Visionen durchdrangen meine Phantasie. Ich sah die Menschen aufeinander losstürzen, sich ihre Forderungen zuzurufend; einige schrieten, wurden handgreiflich, schlugen heftig auf ihre Diskussionspartner ein. Ein allgemeiner Tumult brach aus, er ließ das Flugzeug schlingern und beben. Da mussten einige mit Flaschen und Gläsern werfen, dem klirrenden Geräuschen nach und dumpfe Schläge zeugten von hemmungslosen Attacken. Ich hörte aufgeregte Stimmen, die Tür zum Cockpit wurde aufgemacht und eine aufgeregte Stewardess schlug auf meinen Kopf, bis er höllisch schmerzte ...

Schlagartig und mit rasendem Puls wurde ich wach. Verfluchte Anatomie: warum eigentlich müssen Köpfe beim Sitzenden einschlafen, wie ein schlaffer Kürbis pendeln und gegen ungepolsterte Fensterrahmen stoßen, nur weil das Flugzeug durch finstere Regenwolken rumpelt? Die Stewardess zeigte ein gequältes Gesicht und ich schaute sie fragend an. »Schlangestehen bei den Toiletten – die Tüten reichen nicht. Ekelhaft!« murmelte sie mir zu und wandte sich wieder ihrem Babysitter-Job für Erwachsene zu.

Innerhalb weniger Sekunden rasten wir mitten in die Sonne hinein. Ein gleißender, augenschmerzender Lichtschwall goss sich durch das Cockpitfenster, überflutete mit seiner Lichtgischt das Innere und brannte wie Feuer auf der Haut. Mir schien alles Fühlen und jegliche Relation abhanden gekommen zu sein, die Nerven schalteten ab.

Unglaubliche, beängstigende Ruhe durchflutete alles. Wärme, Licht, sanftes Bewegen. Ich fühlte, wie die Spannung aus meinem

Körper wich und blickte ungläubig nach draußen. Nur noch ein paar zartgewobene Wolkenschleier umhüllten uns gelegentlich für Bruchteile von Sekunden. Unter uns, es schienen uns nur Meter zu trennen, die feste, kompakte Wolkendecke eines Monsunregens. Vor und über uns tiefblauer, fast schwarzwirkender Sonnenhimmel. Weit und breit kein Gewitterturm. Offensichtlich hatte Jakarta Control durchaus gewusst, was der kürzeste Weg aus der Hölle war.

So lange hatten sie uns warten lassen. Und dann: Schlagartig pure Lust am schönsten aller Himmel. Offensichtlich geht es nicht nur chinesischen Kaisern so. Sondern auch uns. Wir warten nicht die Erlösung ab. Wir erwarten sie einfach. Was uns quält und damit ihr Gegenteil ist, wird, bleibt.

Feuer

Das westliche Denken wird beherrscht von der Traurigkeit des Todes. Das östliche von der Wahrhaftigkeit des Lebens.

So, wie es tropische Wärme gibt, existiert auch tropische Ruhe. Jenes dumpfe Dämpfen der Geräusche, das durch die endlosen Palmenhaine und unregelmäßigen Wäldchen erzeugt wird, zwischen den sich die palmwedelbedeckten Holzhütten kauern.

Eine solche Stille vermittelt – wenn man sie überhaupt intensiv wahrnimmt – stets ein Gefühl allumfassender Friedfertigkeit, die sich wie ein Nebelschleier sanft, unmerklich und nur als Hauch spürbar über das Land legt.

Nur das Krächzen und Kolken der Raben und Krähen, das hohlhallige Hornen einiger Singvögel und das ewig entfernte, nie zu lokalisierende Schrilpsen der Grillen zeugen von Leben im Lichtstrahlenspiel des Blättergrüns.

Ein Knistern, Knacken und Rauschen der Palmwedel zeugt davon, dass über dieser Höhlenstille der Haine noch frisches wehendes Leben herrscht.

In der Nähe der Küsten dringt zuweilen ein grollender Widerhall der sich am flachen Sandsaum brechenden Wogen wie das Donnern eines fernen Gewitters durch die Luft.

Bali, wohin uns unser Flug geführt hatte, war voll solcher Räume der relativen Ruhe, die von licht- und wasserdurchfluteten ewig lebensgrünen Reisfeldern abgelöst wurden.

Schmale, mit reichem Ziegel- und Skulpturenschmuck ornamentierte Türmchen, zwischen denen man eine ziegelrote, ebenfalls friedlich-freundlich geschmückte Mauer durchdringen konnte,

gewährten Einlass in Bezirke extrem gesteigerter Sinn-Freundlichkeit: Tempelanlagen, die von unregelmäßig platzierten sieben- und neunstufigen Dächer-Pyramiden beherrscht wurden.

Das verwitterte Graubraun der Holzbauten, das fahle Ocker der Strohdächer und das schlammstumpfe Rot der Ziegelbauten sowie die rauen, basaltfarbenen Steine kontrastierten in ihrer extreme abstrakten konstruktiv-eigenwilligen Architektur zum trotzig wuchernden Grün der Pflanzen, die sich mit gelben, roten, orangenen, zuweilen blauen Blütentupfern überzogen.

Eine permanente und allumfassende gärtnerische Bearbeitung der Blumenrabatte und des Sträucherwerks konnte die geradezu auftrumpfende Formenvielfalt der lebenden Pflanzen auch nicht annähernd nachahmen. Als wollte die Natur den Menschen in seine Schranken verweisen, wucherte und wuchs, schlang und sproß sattes gesundes Pflanzengrün allüberall.

Als wir den Tempel verließen, fiel uns ein Strom besonders bunt gekleideter Frauen auf, die einem weiter entfernten Haus zuschritten. Auf den Köpfen trugen sie kunstvoll dekorierte, zu Stupas gestapelte Früchte. Wir folgten – wie zufällig – ihrem Weg. In respektvoller Entfernung hielten wir inne und konnten zusehen, wie immer mehr Menschen dem Haus zuströmten, warteten und zuweilen es in kleinen Gruppen betraten, während sich andere wieder ins Freie drängten.

Nach mehr als einer Stunde, wir waren nicht in Eile und sprachen kaum, da allein das Beobachten unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, kam sichtlich Bewegung in die Menge und alsbald wurde ein über und über mit Blumen geschmücktes Gestell auf den Schultern vieler Menschen herausgetragen. Es schwankte und schaukelte, schien die Masse der Träger erdrücken zu wollen und voller Bewunderung sahen wir einem in einem erd- und ockerfarbenen Sarong gekleideten Mann zu, der, sich an einer Stele der einen Baldachin tragenden Säulenreihe festhaltend, von oben herab ganz offensichtlich die klapperdürre Trägerschar befahligte.

Wir sahen ihn fast schon in den Menge fallen, doch so sehr die überdimensionale Sänfte auch schaukelte und schlingerte, er schaffte es, mit geschickten Gegenbewegungen den Körper einigermaßen in der Senkrechten zu halten. Beim Näherkommen erkannten wir schlagartig, um was es bei dieser Zeremonie ging, denn wir konnten nun deutlich einen Sarg erkennen, der in der Mitte des Tragegestells unter dem Baldachin, der ebenfalls mit Blumen und Früchten geschmückt war, aufgestellt war.

Die Prozession war von einer heiteren Gelassenheit, fast einer subtilen Heiterkeit, jedenfalls waren keine bitteren oder gar verweinten Minen zu sehen. Und selbst die weißgekleidete Frau, die hinter dem Sarg herging und demzufolge die Witwe sein musste – weiß ist die Trauerfarbe –, zeigte keine übermäßige Rührung.

Wir konnten uns unauffällig am Schluß der Prozession anschließen und nach gar nicht so langer Wegstrecke hatten wir einen Hain in einem Palmenwäldchen erreicht, der mit einem riesigen Scheiterhaufen als Verbrennungsstätte hergerichtet war.

Mir fiel der Kontrast zu den Verbrennungszeremonien der Hindus in Indien auf. Dort die von Armut und dem Wunsch nach glücklicher Wiedergeburt geprägte Schlichtheit der Verbrennungsfeier, hier die überquellende Verwendung, damit der Seele auf der Reise in das Totenreich nichts fehlt.

»Es fällt mir sehr schwer, zwischen dem materiellen Verbrennen eines toten Körpers und dem immateriellen Entweichen einer noch lebenden Seele eine Verbindung herzustellen, die auch nur im entferntesten von meiner Logik und physikalischen Kenntnissen bestehen könnte«, sagte ich dem Captain.

»Inkompetent durch Überqualifikation«, murmelte er.

»Wie bitte? Was meinen Sie damit?«

»Na, ganz einfach; Sie wissen zuviel, und das hindert Sie am Glauben.«

»Ach, Sie meinen, nur durch Unkenntnis der physikalischen Unmöglichkeit würde die Seele den Körper verlassen und auf die Reise ins Totenreich oder ein neues körperliches Leben gehen?«

»In gewissem Sinne ja«, erwiderte er. »Sie machen sich viel zu exakte Vorstellungen von der Seele. Sie sehen sie – wie die Physiker sagen würden – mit einer räumlichen und zeitlichen Endlichkeit. Das aber hindert Sie daran zu erkennen, wie die Seele den Körper verläßt.«

Ich saß eine Weile nachdenklich auf dem kleinen Erdhügel, den wir inzwischen erklommen hatten und von dem wir auf den nunmehr lichterloh brennenden Bestattungsturm herunterschauen konnten – und als der Qualm schwarz, flammendurchzuckt und heftig wehend gen Himmel stieg, fiel mir eine seltsame Frage ein. »Dann steigt also nur für mich, den Wissenden, aber Ungläubigen, die Seele nun gerade nicht in die Sphäre des Unirdischen, aber für die dort sitzenden Gläubigen, aber naturwissenschaftlich unbeeinflußten Menschen doch?«

»Genau so.«

»Und nun frage ich mich, kann eine Seele, die für den einen existiert und zur gleichen Zeit am gleichen Ort für den anderen nicht, überhaupt existent sein? Alles, was ist, ist. Was nicht ist, ist nicht. Nichts kann etwas und nichts zugleich sein.«

»Und was ist ist?«

»Was soll was sein?« fragte ich zurück, nunmehr völlig in die Verwirrnis einer scheinbaren Unlogik getrieben die sich aus der Verkettung an sich logischer Überlegungen ergab.

»Na, ich meine, was ist denn das ‚ist‘ in Ihrer Frage?« sah mich der Captain fragend an.

»Ist ist ‚sein‘.« Eine bessere Antwort fiel mir auf die Schnelle nicht ein. »Sein ist Wirkung. Wirkung ist Veränderung. Ursache für Neues. Neues ist Altes in anderer Zusammensetzung«, philoso-

phierte ich weiter, jedes Glied der mir logisch erscheinenden Kette abermals interpretierend.

»Also ist das Sein der Seele nicht anderes als die Veränderung des Bestehenden zu einer neuen Erscheinungs- und Daseinsform« assistierte mir der Captain. »Karma, wie die Buddhisten sagen«, setzte er hinzu.

»Und welche Form oder Gestalt hat nun die Seele?« fragte ich ihn sehr direkt, ungewiss, ob er mir auf eine solche unmittelbare Frage überhaupt eine Antwort geben wollte.

»Die Form der Veränderung.«

Darunter konnte ich mir im Moment überhaupt nichts vorstellen.

Bis ich mir die ganz simple Wortkette aufbaute:

Seele ist Sein.
Sein ist Existenz.
Existenz ist Ursache.
Ursache ist Wirkung.
Wirkung ist Änderung.
Änderung ist ... Leben!

Natürlich, plötzlich sah ich sehr deutlich, wie die Seele aus dem toten, verbrannten Körper wich und in eine andere Existenzform des Seins wechselte.

Als Karma. Als die Veränderung der Welt, die dieser ehemals lebendige Körper bewirkt hatte.

Die Rauchschwaden im Palmenwald wirkten, da sie sich nun abschwächten, fast wie Nebelschleier und als die Menschen allmählich den Platz verließen, bis nur einige übrig waren, die das heruntergebrannte Feuer bewachten, in der Asche stocherten und so die Reste des Brennbaren wieder zum Lodern brachten, setzte sich allmählich wieder jene Stille durch, die die Grenzen zwischen Traum und Realität aufzuheben scheint. Das gleißende Licht der untergehenden Sonne überzog die Palmwedel mit einem kristall-

klaren Glitzern, fast wie Reiffunkeln an einem klirrenden Frosttag. Ich schloß die Augen. »Eigentlich könnte man dann überhaupt nicht von Tod sprechen, wenn jemand stirbt«, nahm ich den Idee unserer schon lange zurückliegenden Unterhaltung wieder auf.

»Kommen Sie«, sagte der Captain, bot mir seine Hand, half mir aufzustehen, stieg den kleinen Erdhügel hinunter, erwartete mich dicht beim riesigen, funkenstiebenden Aschehaufen.

Wir wurden von den Wächtern des Feuers freundlich, aber sehr aufmerksam beäugt. Er nahm eines der Palmblätter, die aus den zahlreichen halbverkohlten Stroh- und Korbschalen der Opferkunstwerke gewedelt war, formte es zu einer kleinen Schaufel, nahm ein wenig Asche auf, hielt es in Höhe unserer Augen, sah mich fest an und sagte »Feuer und Asche sind der Ursprung dieser Welt. Und nur ein ganz klein wenig unter unseren Füßen, schon in ein paar tausend Metern Tiefe, brodeln dieses Feuer immer noch.«

Er blies mit einem kräftigen Atemstoß die Asche wirbelnd in die Luft, bis sich der Staub ins Unsichtbare aufgelöst hatte. »Natürlich hat die Seele eine Form, eine höchst physikalische, Sie ungläubiger logiküberzüchteter Mensch« lächelte er mir kaum spöttisch, dagegen mit ungezwungener Herzlichkeit zu. »Die Seele hat die Natur des Feuers. Wie sollte sie sonst in uns die Funken der Hoffnung, die Flammen der Liebe, das glühende Verlangen oder das Brennen der Sehnsucht in Gang setzen können?«

Wegweiser

Zeit ist die Spanne zwischen zwei Ereignissen. Und je nachdem, wie diese Ereignisse empfunden werden, scheint die Zeit kurz oder lang zu sein.

Provinzflugplätze, dazu in Gegenden, wo die Straßen sich nur im Belag, aber nicht in der Breite und Einsamkeit von Feldwegen unterscheiden, haben ein höchst eigenartiges Fluidum: tot, leer, nutzlos, verloren, verfallend, verschlafen, vergessen führen sie ein tristes Dasein, bis aus dem Himmeln das Leben einschwebt.

Die Beton- und Asphaltpiste ging bröckelnd in gras- und schilfbewachsene Grünflächen über. Rostige, winzige Positionslichter, deren Stromkabel sich unordentlich über den Pistenrand rälkelten, standen verloren in weitem Abstand als Grenzsteine der Technik hilflos dem wuchernden Grün gegenüber.

Irgendwo am Rande des Abstellplatzes stand einsam und wie vergessen eine wackelige, fahrbare Treppe. In einem nie fertiggebauten Schuppen lugte die rote Motorhaube eines völlig veralteten Feuerwehrautos hervor.

Der Tower hatte den Namen kaum verdient, weil er nur ein schlichter, schäbiger, mit größeren Fenstern bestückter Betonkasten auf dem Dach des Gebäudes war, das die in riesigen, rostigen Lettern angebrachte Beschriftung dringend brauchte. Man könnte sonst diese Einheitskästen phantasie- und nutzloser Billigarchitektur nicht unterscheiden. Sie gleichen sich wie eine verfallende Fischerhütte der anderen. Woher sollte man ohne die Beschriftung wissen, wo man gerade war. Wenn nicht im Nichts.

In der Öde die Landebahn. Ungenutzt. Nur die Krähen, Reiher und Wachteln habe es gut. sie können ungestört und zum tausend-

sten Male An und Abflüge gegen und mit dem Wind, bei Seiten- und Scherwinden, in aufsteigender flirrender Heißluft oder im sich setzenden Dunst der Dämmerung üben. Platz in Hülle und Fülle, dreifach eingerahmt von einer dichten Palmenreihe, hinter der sich Plantagen streckten.

Schwarze, unregelmäßige Gummiabriebspuren hinter den zwei dreifachen weißen, breiten Landemarkierungsstreifen zeigen an, dass tatsächlich diese öde, langweilige Piste zuweilen zu ihrer eigentlichen Bestimmung erwacht.

Vom Boden aus gesehen geschieht dies durch gleißende, schaukelnde Lichter, die urplötzlich aus dem Dunst oder den Wolken auftauchen. Ein in Rückenlage getrimmter Jet winselt mit seinen Triebwerken tänzelnd durch die Luft, überquert angsterfüllend tief Sekunden vor dem touch down rostige Zäune und die Dächer rostiger Slumhütten, streift fast mit den Tragfläche, die über die Landepiste hinausragende rostrotbraune Antenne mitten im Flugfeld.

Dann, wenn der Duralvogel fauchend seine von sich gespreizten Beine auf die Piste gesetzt hat, die blauschwarzen Rauchfahnen der malträtierten Reifen davonweht, der mächtige Umkehrschub alles erzittern und dröhnen lässt, die Nase des Flugzeuges leicht nach vorne nippt und den Boden begrüßt, wenn die Bremsklappen aufgeregt nach oben schlagen und die Geschwindigkeit er stirbt, im Abgleiten der Triebwerksmusik vom schrillen Crescendo zum brummenden Bass, dann erwacht ein solcher Provinzflughafen zur kerosinduftenden Geschäftigkeit, die ein Teil des nimmermüden Reizes der realen Phantasie von der Schwerelosigkeit des Fliegens ist.

Der sonnenüberflutete Platz wird zum Tummelplatz von Technikern, Arbeitern, Neugierigen, schreibbrettichtigen Offiziellen. Gepäckwagen klappern über die holprige Fläche, Kompressoren dieseln, Zuschauer drängen hinter Gittern, Zäunen und Fenstern. Die gelandete Maschine, fremdartig bunt in grüner Umgebung

rollt nickend und schwankend zum Abstellplatz, beschreibt enge Kurven, dreht fast auf der Stelle und läßt die Motoren surrend auslaufen. Die Stille wird greifbar.

Die Bordtüren öffnen sich, Piloten beugen sich nach einem kurzen Blick nach draußen wieder über ihre Checklisten und Logbücher, nehmen nicht Anteil am Trubel und der Geschäftigkeit, die mitten in der Ruhe und Verschlafenheit der Abgeschiedenheit wie aus dem Nichts entsteht. Die kleine Welt an diesem kleinen Flughafen nimmt ihren Lauf ohne diejenigen, die für das Erreichen des Ziels ihr Bestes gegeben haben.

Der Captain und ich nahmen an einem solchen Flughafen Abschied. Er konzentrierte sich auf den Weiterflug, würde wieder auf seine Routen zurückkehren, die für eine ganze Weile auch meine Wege waren.

Ich erinnerte mich der ersten Begegnung, erster Gespräche, fast wie nebenbei geführt. Zufällig, ohne eigentliches Ziel. Plaudern, zuerst, dann Diskussionen, kontrovers, aber mit dem Gefühl des gegenseitigen Respekts. Und an seine überraschende Einladung, ihn zu begleiten. Seine Wege, seine Welt, seine Worte kennenzulernen. Die ehrlich ausgestreckte Hand, jenes Offensein für den Fremden, ohne die eigene Sphäre auch nur im geringsten aufzugeben oder zu ändern.

Ich hatte seine Einladung angenommen, erst zögernd, ungläubig, vielleicht sogar mißtrauisch. Doch schon bald merkte ich, wie ehrlich und aufrichtig er sie gemeint hatte. Ein Angebot ohne Bedrängnis und Gegenleistung, eine offene Tür, durch die ich noch eigenem Willen schreiten konnte.

Dahinter freilich lagen Räume, in denen mehr über die Erde zu erfahren war als auf der Erde selbst. Sphären, die der Geist durcheilte und denen der Körper nicht folgen konnte. Doch auch Landschaften, die sich nur dem erschließen, der sie ohne Vorurteil und Vorbestimmung ansieht.

Wir hatten Zeit und Raum hinter uns gelassen und waren dennoch immer aufs Innigste mit der Realität verbunden gewesen.

Ich spürte, dass dieser Abschied keine Trennung war. Mochte er Routen fliegen, die ich vielleicht nie wieder erleben würde und mochte ich zurückkehren in eine Umgebung, die so anders zu sein schien als jenes Länder- und Völkergemisch, welches auf Globen und Atlanten mit den riesigen Lettern Asien überdeckt wird – ich wußte, klar und deutlich, dass wir dennoch uns zusammen und gemeinsam über und unter den Wolken auf dem gleichen Kurs befanden.

Ich sah ihn die klapprige Treppe zur vorderen Flugzeuggestalt gehen, ruhig, gelassen, ohne einen Blick zurückschauend, betrachte mit anteilsloser Aufmerksamkeit das Fertigmachen der Maschine, erfreute mich am beruhigend gleichmäßigen Heulen der Triebwerke, beobachtete mit der fiebernden Erregung des ewig Reisenden einen Bilderbuchstart und sah der dunklen Rauchfahne nach, hinter der sich das Flugzeug bald zum winzigen Punkt verlor und mit den Wolken verschmolz.

Dann machte auch ich mich auf meinen Weg und ich wusste, wohin ich zu gehen hatte.

Lotus

Wir hören die Lehren. Und am Ende, oft genug gehört, vermögen wir die Leere der Worte zu überwinden und das Wesen der Botschaft zu erahnen.

Die nächsten Wochen vergingen wie im Fluge. Wortwörtlich. Im Geiste flog ich noch einmal die Routen ab, die vor noch gar nicht so langer Zeit unseren Schulkindern als der ‚Ferne Osten‘ in geheimnisvollen Bildern und auf vergilbten Atlanten bekannt gemacht wurde. Doch was heißt ‚fern‘, angesichts einer jahrtausendealten Beziehung zwischen Asien und Europa, die nie abgerissen, vielleicht aber auch nie ins Bewusstsein Aller gedrungen ist.

Heute erst, da kaum ein Artikel aus Kunststoff – und was ist nicht alles aus Kunststoff – nicht ‚Made in Asia‘ wäre, ist Asien ein Teil unseres Alltags. High fidelitied es aus den Lautsprechern, so ist Japan daran beteiligt. Auch bei den Erinnerungsfoto von Tante Luises und Onkel Karls Goldhochzeit. Kaum ein Hemd, das wir tragen, was nicht in Sri Lanka-, Pakistan-, Bangladesch- Indien- oder Philippinen-made wäre.

Asien: Durch seine Menschenfülle teil verarmte, teils weiter verarmende Niedriglohn- und Schleuderpreisländer, welche uns den luxuriösen Überfluss ermöglichen. Absatzmärkte fast unbegrenzten Ausmaßes für europäische Exporte. ‚Made in Germany‘ ist hier der Garant für Gutes. Da die Westler lang genug die Rohstoffpreise diktieren, können wir auch bestimmen, was die ‚Entwicklungsländer‘ im Gegenzug dafür liefern sollen.

Lao-tse, jener chinesische Philosoph, gehört heute als Schmalbändchen an jedes Krankenlager eines Europäers. Trostspender

Konfuzius, nicht nur durch Goethe bekannt, prägte auch europäische Gedanken. Wie viel indisches in unserem Denken und Sprechen ist, wird uns nie bewusst. Die Faszination der scheinbaren Unbezwingbarkeit der Himalayagipfel füllt eine ganze Totenliste deutscher und europäischer Bergsteiger. Und wir sagen ‚ferner‘ Osten.

Asien ist nicht fern, denn 15 Stunden Flug sind auch nicht länger als 15 Stunden Autofahrt. Und so weit ist es vom Ruhrgebiet bis Norditalien allemal. Asien ist nur der ferne Osten für den, der sein Herz und sein Hirn verschlossen hat für Empfindungen, Eindrücke, Ereignisse, die mehr sind als die Laune eines Augenblicks.

Denn hier ist das Leben unverdeckt, nicht durch Häuserfassaden und Unterstützungszahlungen auf ein Girokonto kaschiert. Brutalität und Aggression sind ebenso offenbar wie das Bemühen um Überwindung des Negativen. Der Tod Bestandteil des Alltäglichen. Leiden, das Schicksal des Einzelnen.

Doch in alledem, was uns oft wie Sumpf und Finsternis erscheint, ist das Lichte und Reine, Wahre und Wirkliche selten so klar und offenbar wie in Asien.

Eine Lotusblume ist nicht deshalb so schön, weil sie sich klar und weiß aus sumpfigen, brackigem Wasser hebt, sie ist vollkommen schön an sich. Nirgends aber sind die Lotusblumen so zahlreich wie in Asien.

Erinnerung

Wer sich selbst nicht kennt, sucht vergebens die Welt.

Später, nach Jahren, als ich schon nicht mehr wußte, ob die Begegnung mit dem Captain nun wirklich stattgefunden hatte oder ob ich ihm nur in meinen Gedanken begegnet war, ergab sich ein langes, interessantes Gespräch mit einem buddhistischen Mönch, der als Europäer nach Asien kam und in Tibet und Nepal die Heimat seiner Träume fand.

Ich erzählte ihm von den vielen Gesprächen, den Erlebnissen der Flüge und dem merkwürdigen Empfinden, das über allem gelegen hatte. Der Mönch hörte mir interessiert und aufmerksam zu und nach einer ganzen Weile sagte er unvermittelt: »Ich kenne diesen Captain!«

»Wirklich? Sind Sie ihm denn auch schon begegnet?«

»Gesehen habe ich ihn noch nie«, erwiderte er, »und auch noch nicht von ihm gehört.

Das Wesen Asiens hat viele Gesichter, Formen und Gestalten. Doch es atmet und lebt aus der gleichen Seele. Wer ihr einmal begegnet ist, wird sie immer wiedererkennen.« ¶

Aphorismen, „selbstgemacht“:

In Asien sah ich Menschen
den ganzen Tag
stoisch und unbeteiligt
in einer Bretterbude sitzen,
irgendetwas feilbietend,
bis sie, irgendwann eines Tages,
durch mangelnde Achtsamkeit
krank wurden und starben.
Ich fragte mich,
ob dies
der Sinn des Lebens sei.
Irgendwo anders auf der Welt
sah ich Menschen kämpfen,
sich gegenseitig töten,
und fragte mich abermals,
ob dies
der Sinn des Lebens sei.
Als ich viel gesehen hatte,
fragte ich mich,
ob dieses Leben,
das in so vielen Gestalten auftrat,
überhaupt einen Sinn hat.
Und ich kam zum Schluss,
dass es selbst
der Sinn sei.

Zu wissen,
wie man ein Flugzeug baut,
ist etwas ganz anderes,
als zu ahnen,
wohin man
damit fliegen könnte.

Ob Du fliegen willst,
kannst Du Dir überlegen.
Doch wenn die Maschine
abgehoben hat,
hast Du dich
den Gesetzen der Aerodynamik
zu beugen –
oder Du bist tot.

Frieden herrscht,
wenn ein jüdischer Rabbi
einem christlichen Mönch
die Gemeinsamkeiten
von Buddhismus und Islam erklärt
und der hinduistische Guru
mit ihnen übereinstimmt,
dass Atheismus sehr wohl
voller Achtung der Würde
vor allem und jedem
sein kann.

In vielen Sprichwörtern
und geflügelten Worten
steckt mehr Weisheit,
als ein Prediger sein Leben lang
zu entwirren sucht.

Sehe die Welt,
wie sie ist.
Aber denke sie Dir,
wie Sie sein soll.

Wie denkt der Mensch?

... und andere Themen:

[http://www. my-art.cloud](http://www.my-art.cloud)
[wenke.net](http://www.wenke.net)
[solingen-internet.de](http://www.solingen-internet.de)
[monika-wenke.de](http://www.monika-wenke.de)

Auf diesen Homepages weitere digitale Bücher, Dokumente, Präsentationen (Vorträge), Fachartikel über Medien-Marketing-Kommunikation, Abhandlungen über Technologiefolgen und ära-affine ökonomische Themen; aber auch „private“ Bilder-Galerien, Reiseberichte, Links, literarisches und philosophisches querbeet, in Worten und Bildern/Grafiken.

Direktkontakt mit dem Autor: wenke@wenke.net